

JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK

herausgegeben vom Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik
an den österreichischen Universitäten

vol. XXIX 1–2013

SEXUALITÄTEN UND KÖRPERPOLITIK

Schwerpunktredaktion: Hanna Hacker
Katharina Fritsch, Isabelle Garde, Clemens Huber,
Christine Klapeer

mandelbaum *edition südwind*

Journal für Entwicklungspolitik (JEP)
Austrian Journal of Development Studies

Herausgeber: Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den
österreichischen Universitäten

Redaktion: Markus Auinger, Gerald Faschingeder, Karin Fischer
(verantwortlich), Margit Franz, Daniel Görgl, Inge Grau, Karen Imhof,
Johannes Jäger, Johannes Knierzinger, Bettina Köhler, René Kuppe,
Bernhard Leubolt, Jasmin Malekpour, Andreas Novy, Christof Parnreiter,
Clemens Pfeffer, Stefan Pimmer, Petra Purkharthofer, Kunibert Raffer,
Anselm Skuhra, Koen Smet

Board of Editors: Henry Bernstein (London), Dieter Boris (Marburg),
John-ren Chen (Innsbruck), Hartmut Elsenhans (Leipzig), Jacques Forster
(Genève), John Friedmann (St. Kilda), Peter Jankowitsch (Wien), Franz
Kolland (Wien), Helmut Konrad (Graz), Uma Kothari (Manchester),
Ulrich Menzel (Braunschweig), Jean-Philippe Platteau (Namur), Dieter
Rothermund (Heidelberg), Heribert Steinbauer (Wien), Paul Streeten
(Boston), Osvaldo Sunkel (Santiago de Chile)

Produktionsleitung: Bettina Köhler

Umschlaggestaltung: Bettina Köhler

Titelbild: Susanne Schuda, 2005, www.susanneschuda.net

Inhalt

- 4 KATHARINA FRITSCH, ISABELLE GARDE, HANNA HACKER,
CLEMENS HUBER, CHRISTINE KLAPEER
Sex und Körper: ‚Alte Themen‘ in der Entwicklungsforschung?
- 12 HANNA HACKER
Who needs [gender] when they can have [sex]?
Für eine Kritik der ‚sexy‘ Strategien im Entwicklungskontext
- 33 CHRISTINE M. KLAPEER
Sexuelle Rechte als befähigende Verletzungen:
Ambivalenzen einer Politik und Sprache der sexuellen (Menschen-)
Rechte im Entwicklungskontext
- 52 BERNADETTE SCHÖNANGERER
Enthaltsamkeit, Treue und Moral in der HIV/AIDS-Prävention:
Der U.S. President’s Emergency Plan for AIDS Relief (PEPFAR)
im Kontext internationaler Diskussionen um sexuelle Rechte
- 70 KATHARINA FRITSCH
Hautbleichen als dekolonisierende Praxis? Eine Anwendung des
Performativitätskonzepts auf die Körperpraxis des Hautbleichens
tansanischer Mittelklasse-Frauen
- 90 JULES FALQUET
Dominique Strauss-Kahn oder die Verknüpfung männlicher
mit neoliberaler Gewalt
- 103 Rezension
- III Schwerpunktredakteur_innen und Autor_innen
- II4 Impressum

**KATHARINA FRITSCH, ISABELLE GARDE, HANNA HACKER,
CLEMENS HUBER, CHRISTINE KLAPEER**

Sex und Körper: ‚Alte Themen‘ in der Entwicklungsforschung?

Seit Anfang 2011 gibt es am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien eine Forschungsgruppe zum Themenfeld Geschlechter, Sexualitäten und Körperpolitik in internationaler Perspektive, die *arge_bodies_gender_sex*. Die Mitarbeiter_innen dieser Forschungsgruppe, insbesondere Katharina Fritsch, Isa Garde, Clemens Huber und Christine Klapeer, haben mich (Hanna Hacker, die verantwortliche Hefredakteurin) seit den ersten Planungsüberlegungen zu dieser Ausgabe des *Journal für Entwicklungspolitik (JEP)* unterstützt, mit mir über Inhaltliches und Organisatorisches diskutiert, am Konzept mitgearbeitet und eigene Beiträge verfasst. Dieses *JEP* ist daher in vielerlei Hinsicht unser gemeinsames Produkt, bei dem es nahe lag, auch eine gemeinsame Einführung dazu zu verfassen. Wir haben uns für ein ‚Polytorial‘, ein vielstimmiges Editorial, entschieden – das heißt, dass wir im Folgenden unsere je eigenen Antworten auf einige Leitfragen geben, die sich zu diesem Heft stellen.

Warum eine JEP-Schwerpunktausgabe zum Thema Sexualitäten und Körperpolitik?

Hanna Hacker: Als die Redaktion des *JEP* mich für die Schwerpunktredaktion einer Ausgabe zum Themenbereich ‚Gender‘ anfragte, stand für mich sofort fest, dass ich diesen Vorschlag in Richtung ‚Sexualitäten‘ und ‚Körper‘ verschieben möchte. Mir erscheint die vermehrte Wahrnehmbarkeit sexuell oder körperlich ‚minoritärer‘ Stimmen an den Rändern des Entwicklungsdiskurses, zunehmend auch schon in seinen Zentren, als etwas ganz Außerordentliches; gewichtig und prekär zugleich. Am Institut

für Internationale Entwicklung der Universität Wien habe ich gemeinsam mit anderen damit begonnen, dieser Fragestellung Raum zu verschaffen, auch Raum für ihre kritische Reflexion. Es geht dabei um eigene Arbeitsinteressen, zugleich um eminent politische Kontroversen, um gleichsam ‚widerspenstige‘ Anliegen. Widerspenstigkeiten und Widerständigkeiten müssen, das versteht sich vielleicht von selbst, immer wieder darum ringen, nicht marginalisiert zu werden. Und nicht vereinnahmt.

Christine Klapeer: Diese *JEP*-Schwerpunktausgabe gibt meines Erachtens neue Impulse für eine kritische Re-Perspektivierung von eigentlich ‚alten‘ Themen. Das Projekt ‚Entwicklung‘ war und ist stets mit ‚Körper(n)‘ und ‚Sexualität(en)‘ beschäftigt; der Fokus lag und liegt dabei aber vorwiegend auf einem – (nur) durch entsprechende Entwicklungsintervention zu lösenden – ‚Problem‘. Innerhalb der ‚klassischen‘ Entwicklungsforschung wurden und werden Fragen von Sexualität(en) und Körper(n) vorwiegend in einer Weise behandelt, die deren historischer und geopolitischer Komplexität nicht gerecht wird. Insbesondere Sexualität wurde und wird noch immer sehr stark im Kontext von ‚Natürlichkeit‘ diskutiert. Dies blendet aus, dass Sexualität(en), Begehren, sexuelle Identitäten, sexuelle Praxen, damit verbundene Lebensweisen und so weiter eben nicht von ihren ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungen zu trennen sind. Sobald Sexualität als ein soziales Phänomen mit auch politischem Charakter wahrgenommen wird, rückt ‚Entwicklung‘ auf eine neue Weise ins Blickfeld: Entwicklung als Diskurs und Praxis findet dann nicht mehr einfach nur bestimmte ‚Sexualität(en)‘ vor und reagiert darauf, sondern kann selbst als Projekt analysiert werden, dem zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten spezifische Interpretationen von Sexualität(en) zugrunde liegen. Dieses Projekt hält eben jeweils nur spezifische Sichtweisen von Sexualität für ‚denkbar‘. Ähnlich verhält es sich für den Bereich der Körper/politiken: Wenn Körper als ‚situier‘ analysiert werden, als Phänomene, die durch performative Praxen entstehen, dann muss der Körper nicht mehr als ein stabiler, überhistorischer ‚Wahrheitsreferent‘ gelten. ‚Arbeit‘ am Körper kann auf neue Weise verhandelt werden, und ‚Entwicklung‘ erscheint dann auch als machtvolleres Feld von Körperpolitiken, das bestimmte Arbeiten am Körper forciert oder nur bestimmte Körper ‚denkbar‘ macht (beispielsweise ‚gesunde‘ Körper, geschlechtseindeutige Körper).

Die Beiträge des Heftes beziehen sich auf Ansätze und Kritikstränge aus dem Bereich feministischer, queerer und postkolonialer Theorien. Inwieweit erweitern diese Ansätze die Erkenntnismöglichkeiten innerhalb kritischer Entwicklungswissenschaften?

Hanna Hacker: Zum Einstieg vielleicht doch ein kurzer Definitionsversuch: Unter feministische Theorien lassen sich Analysekonzepte fassen, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern und generell Geschlechterkonstruktionen thematisieren (und sich dabei auf internationale Frauenbewegungen beziehen). ‚Queer‘ meint meist eine grundlegende Infragestellung sexueller und geschlechtlicher Normierungen, eine Kritik am dominanten System der (Nur-)Zweigeschlechtlichkeit und generell eine theoretische und politische Analyse von Verhältnissen zwischen Begehren und Macht. Postkoloniale Theorieansätze befassen sich zumeist ‚dekonstruktiv‘ und ‚poststrukturalistisch‘ mit Geschichte, Gegenwärtigkeit und Verdrängung des kolonialen Moments. ‚Post‘ bezeichnet hier eher einen eigenen theoriebildenden Blick auf internationale Ungleichheitsverhältnisse denn eine zeitliche Referenz (etwa im Sinn einer historischen Epoche ‚nach‘ den Dekolonialisierungsprozessen). Anmerken möchte ich hier noch, dass die drei Konzepte ‚feministisch‘, ‚queer‘ und ‚postkolonial‘ durchaus in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen können: Natürlich schreiben, beispielsweise, postkoloniale Autor_innen nicht durchwegs feminismusbewusst. Und in diesem *JEP* bildet Jules Falquets Essay ein ganz interessantes Beispiel für die Verwendung eines Begriffs von ‚Frauen‘, der (im Unterschied zu den meisten anderen Beiträgen) nicht eigentlich queer erscheint.

Christine Klapeer: Für mich sind feministische, queere und postkoloniale Theorien ein Instrumentarium, um die dem Projekt ‚Entwicklung‘ inhärenten Macht- und Herrschaftsverhältnisse und -strukturen analytisch anders und neu zu fassen. Feministische und feministisch-postkoloniale Theorien bilden für mich eine wesentliche Hintergrundfolie für das Dechiffrieren von Geschlechterkonstruktionen in ihrer Verschränkung mit ‚Rasse‘- und Ethnizitätskonstruktionen. All diese Konstruktionen sind ja konstitutive Merkmale von Entwicklungsdiskursen und -politiken. Dabei geht es mir ganz wesentlich um die Frage, welche Geschlechterverständ-

nisse, welche Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepte den jeweiligen (Entwicklungs-)Handlungen zugrunde liegen. Insbesondere postkoloniale Zugänge eröffnen hierbei einen neuen Blick auf die Bedeutung von Geschlecht für die Legitimierung von Entwicklungsdiskursen, soweit sie auf die spezifische Interdependenz und ‚Intersektionalität‘ – also die gegenseitige Überschneidung und Beeinflussung – von ‚Rasse‘-, Sexualitäts- und Klassenzuschreibungen aufmerksam machen. Konstruktionen einer (sexuell) unterdrückten ‚Dritte-Welt-Frau‘ im Kontext von ‚Entwicklung‘ können so auch als spezifische Manifestationen rassialisierter Denk- und Interpretationslogiken untersucht werden. Queer-Theorien lenken meines Erachtens den Blick nochmals stärker auf universalisierende und ahistorische Annahmen über Geschlecht(er) und Sexualität(en).

Clemens Huber: Ein Denken über Entwicklung, das der Komplexität des Feldes gerecht werden will, muss die ungleichen Machtverhältnisse, die ‚Entwicklung‘ inhärent sind, mitsamt ihren Verschränkungen mit anderen gesellschaftlichen Bereichen analysieren. Feministische, queere und postkoloniale Zugänge haben gemeinsam, dass sie – wenngleich in unterschiedlicher Ausprägung – bestehenden Machtgefügen entgegenwirken wollen. Es geht nicht allein um einen bestimmten, ausgewählten Aspekt (zum Beispiel die Wahrnehmung nichtnormativer Körper und Sexualitäten in queerer Perspektive), sondern um einen viel weitergehenden Erkenntnisgewinn. In feministischen, queeren und postkolonialen Forschungsperspektiven können eine Vielzahl sozialer Prozesse analysiert, vermeintlich allgemein akzeptierte Kategorien des ‚Normalen‘, ‚Legitimen‘ oder ‚Dominanten‘ herausgefordert und Diskurse generell erweitert werden. Eine solche Kritik und Analyse zeigt also auch grundsätzliche Mängel in der Entwicklungsforschung auf.

Isabelle Garde: Mir ist es hier wichtig, zu betonen: Feministische, queere und postkoloniale Ansätze und Kritiken ermöglichen nicht nur für sich genommen eine Verschiebung des Blickwinkels innerhalb der Entwicklungsforschung, sondern entfalten insbesondere in ihrer Kombination, durch gegenseitige und gemeinsame Befragung von theoretischen Leerstellen und Verkürzungen, ein enormes Potenzial zur Dekonstruktion hegemonialen Entwicklungswissens.

Was bedeutet die Perspektive der Critical Whiteness für kritische Entwicklungsstudien?

Katharina Fritsch: Zu dieser Frage kommt mir der Entstehungsprozess dieser Ausgabe des *JEP* in den Sinn. Das Heft sollte ursprünglich auch Beiträge von Wissenschaftler_innen des globalen Südens beinhalten. Dieser Prozess, die entsprechenden Kontaktnahmen und so weiter, gestaltete sich aus verschiedenen Gründen schwierig und ist letztlich gescheitert. Dieses *JEP* ist nun von ‚weißen‘ Perspektiven ‚weißer‘ Autor_innen gefüllt. Eine kritische Weißseinsperspektive eröffnet aber die Möglichkeit, diese eigene ‚weiße‘ Position zu reflektieren beziehungsweise ‚Weißsein‘ selbst zum Analyseobjekt zu machen. Seit den 1990er Jahren hat sich vor allem im anglo-amerikanischen Bereich ein eigenes Forschungsfeld der Kritischen Weißseinsforschung etabliert, die den Blick auf das bisher ‚unmarkierte Weißsein‘ anstatt auf das jahrhundertlang markierte ‚Nicht-Weißsein‘, vor allem ‚Schwarzsein‘, lenken. ‚Weißsein‘ wird als soziale Analysekategorie behandelt, als Machtposition, die mit Rassialisierungen einhergeht, und als mit anderen Strukturkategorien wie Geschlecht, Sexualität, ‚Behinderung‘ oder Klasse verwoben verstanden werden kann. Dekonstruktivistisch ausgerichtete Perspektiven betonen eine Sichtbarmachung ‚weißer‘ unsichtbarer Normen auf diskursiver Ebene, sprich in alltäglichen Denk-, Sprech- und Schreibmustern. Neomarxistische Positionen stellen die ökonomische Komponente von ‚Weißsein‘, das als symbolisches Kapital definiert wird, in den Vordergrund. ‚Weißsein‘ ist also nicht nur als abstrakte Kategorie zu betrachten, die es genauso abstrakt zu dekonstruieren gilt, vielmehr müssen die konkreten Ungleichheiten analysiert werden, die sich aufgrund von Rassialisierungen herausbilden, wie beispielsweise ungleiche Zugänge zum Arbeitsmarkt oder in unserem Falle: Publikationsmöglichkeiten.

Was kommt nicht vor? Was fehlt in der Schwerpunktnummer?

Isabelle Garde: Während der Schwerpunkt dieses Heftes sich vor allem auf (nichtnormative) sexuelle und geschlechtliche Identitäten bezieht, nehmen die Themen ‚Körper‘, ‚Verkörperung‘ (*Embodiment*) und ‚(neoli-

berale) Körperpolitiken‘ vergleichsweise weniger Raum ein. Dies gilt umso mehr für die Frage nach (sexualisierter) Gewalt an Körpern.

Hanna Hacker: Deshalb bin ich auch sehr froh, dass wir den Essay von Jules Falquet zu den internationalen Dimensionen des ‚Falles‘ Dominique Strauss-Kahn noch aufnehmen konnten. Da ist ja vieles von dem drin, was in der Zusammenschau der anderen Beiträge vielleicht ein wenig zu kurz kommt: die globale Ökonomie von IWF bis Freihandelszonen, migrantische Arbeitsverhältnisse, die Grauzonen zwischen Sexarbeit und geschlechtlicher Gewalt ... Definitiv fehlen meiner Meinung nach ‚eigene Stimmen‘ nichteuropäisch, nicht US-amerikanisch, ‚nicht westlich‘ verorteter Akteur_innen. Auch wenn Katharina Fritsch oben ganz zu Recht eine Lanze für die Selbstreflexivität weißer Autor_innen zu brechen versucht: In gewisser Weise bleibt es auch für die vorliegende Zusammenstellung von Autor_innen ein offenes Desiderat, Zentrismus aufzulösen, ihn zu ‚verschieben‘.

Was beinhalten die einzelnen Beiträge, welche besonders spannenden Schwerpunkte setzen sie?

Isabelle Garde: Der Frage, wie Sexualität und sex-positive Strategien im Entwicklungsdiskurs aufgenommen werden und was ‚Sexing Development‘ aus einer entwicklungskritischen Perspektive bedeuten kann, widmet sich der Beitrag von Hanna Hacker. Die Autorin entlarvt in ihrer Analyse eine Meister_innenerzählung, die sich rund um ‚Sex‘ und ‚Entwicklung‘ etabliert hat. Insbesondere die Mitarbeiter_innen des britischen Institute of Development Studies (IDS) prägten durch ihre Theoretisierung von sexuellen Rechten, Begehren und ‚sexy‘ Entwicklungsstrategien den Kanon. Hacker nimmt diesen kritisch unter die Lupe und befragt ihn nicht nur hinsichtlich der ihm inhärenten Entwicklungslogik, sondern prüft ihn anhand des Spannungsfeldes zwischen Begehren und Gewalt auch auf seinen feministischen, antikolonialistischen und queeren Gehalt.

Clemens Huber: Die ambivalenten Auslegungen und widersprüchlichen Dynamiken der Forderung nach universellen sexuellen Rechten im Entwicklungskontext behandelt Christine Klapeer in ihrem Beitrag. Sie

argumentiert, dass diese Forderungen zu einer (transkulturellen) Re-Naturalisierung von Sex führen und dabei den Blick auf Machtverhältnisse verstellen. Aus postkolonialer Sicht verstärkt der Diskurs der sexuellen Rechte bestehende Dichotomien zwischen ‚Nord‘ und ‚Süd‘, ‚aufgeklärt‘ und ‚sexuell weniger entwickelt‘, nicht bloß ob seines eurozentristischen Ursprungs, sondern auch wegen seiner Tendenz zu neokolonialer Instrumentalisierung. Gleichzeitig zeigt Klapeer auch Möglichkeiten von Empowerment durch die subversive Aneignung einer Politik und Sprache der sexuellen Rechte als *enabling violation*. Sie sieht im Erkennen der ‚paradoxen Natur‘ des Konzepts von sexuellen Rechten Potenzial für weitere differenzierte Analysen.

Hanna Hacker: Sexuelle ‚Abstinenz‘ und ihre Politiken bilden einen extrem spannenden Leitfaden im Beitrag von Bernadette Schönangerer. Sie setzt sich mit globalen Verflechtungen und Normierungen im Bereich der HIV/AIDS-Prävention auseinander, und zwar am Beispiel der Politik des 2003 von George W. Bush begründeten President’s Emergency Plan for AIDS Relief (PEPFAR) in Uganda. Sie zeichnet nach, wie PEPFAR unter dem Einfluss der religiösen Rechten Normen wie Enthaltbarkeit und eheliche Treue propagierte, welche höchst problematischen, diskriminierenden und gefährdenden Auswirkungen dieser entwicklungspolitische Ansatz für Frauen und sexuelle Minoritäten, aber auch generell für engagierte NGOs hatte und inwiefern die US-Regierung hier eine Etablierung sexueller Rechte in der internationalen HIV/AIDS-Arbeit zu konterkarieren wusste.

Christine Klapeer: Katharina Fritsch eröffnet in ihrem Beitrag einen (zentrismus-)kritischen Blick auf die Praxis des Hautbleichens. Basierend auf qualitativen Interviews mit (Mittelklasse-)Frauen aus Dar es Salaam/Tansania diskutiert sie Praktiken des Hautbleichens im Hinblick auf eine ihnen inhärente dekolonisierende und/oder subversive Wirkung bei der Destabilisierung von Grenzen zwischen Konstruktionen von ‚Weiß-‘ und ‚Schwarzsein‘. Dabei zeigt Fritsch, dass Formen des Hautbleichens zwar sehr wohl von klassenspezifischen (Schönheits-)Idealen und (urbanen) Konsumpraxen durchzogen sind, dabei aber gleichzeitig biologistische Konzepte von Haut/farbe als zentralem rassialisiertem Merkmal unter-

wandern. Spannend ist hierbei insbesondere, dass die Autorin durch ihren Fokus auf existierende (antihegemoniale?) Körperpraxen neue epistemologische Zugänge zum Verhältnis von Körper/lichkeit und Rassialisierung/sprozessen erschließt. Ihr de- beziehungsweise postkolonialer Ansatz unterläuft dominante wie auch populäre Interpretationen von Hautbleichen als bloßer Reproduktion von ‚Weißsein‘.

Hanna Hacker: Jules Falquets Essay befasst sich aus feministischer und globalisierungskritischer Sicht mit dem ‚Fall‘ Dominique Strauss-Kahn, also mit dem prominenten sozialdemokratischen Politiker und (damaligen) Präsidenten des Internationalen Währungsfonds, der im Mai 2011 von einem ‚Zimmermädchen‘ des New Yorker Hotels Sofitel wegen sexueller Gewalt und versuchter Vergewaltigung angeklagt wurde; der Vorfall offenbarte im Zuge seines großen medialen Aufsehens eine seit vielen Jahren wiederkehrende Verstrickung Strauss-Kahns in Korruptionsvorwürfe und in mehrere, teils gerichtsanhängige Fälle sexueller Gewalt gegenüber Frauen. In ihrem Text – einer den Umständen entsprechend nicht unpolemischen Analyse – entwickelt Falquet wesentliche Thesen zur Verbindung zwischen geschlechtsbasierter und neoliberal-ökonomischer Gewalt.

Katharina Fritsch: Dem Themenkomplex ‚Behinderung‘ wurde in Diskussionen zu nichtnormativen Körpern und Sexualitäten im Kontext globaler Ungleichheitsverhältnisse bisher wenig Beachtung geschenkt. Isabelle Gardes Rezension von Nirmala Erelles 2011 erschienenem Buch *Disability and Difference in Global Contexts. Enabling a Transformative Body Politic* leistet in diesem Zusammenhang einen bedeutsamen Beitrag. Erelles Perspektive zeichnet sich durch eine historisch-materialistische Ausrichtung aus, der zufolge Körper erst durch bestimmte historische und ökonomische Bedingungen ‚behindert‘ werden. Von zentraler Bedeutung ist für Erelle das Verhältnis von ‚Rasse‘ und ‚Behinderung‘; sie plädiert daher auch für eine verstärkte Verbindung von *Critical Race Theory* und *Disability Studies*. Garde kritisiert als Rezensentin die fehlende Einbeziehung postkolonialer und entwicklungskritischer Debatten in Erelles Arbeit und spricht somit potenziell ‚neue‘ Forschungsfelder innerhalb kritischer Entwicklungsforschung an.

HANNA HACKER

Who needs [gender] when they can have [sex]?

Für eine Kritik der ‚sexy‘ Strategien im Entwicklungskontext

Sex-positive Strategien im Entwicklungskontext oder *sexing development*: Was kann das bedeuten? Was hat Sexualität denn in Entwicklungspolitiken und -praxen verloren? Wie kommt eine Wahrnehmung sexueller Macht- und Ungleichheitsverhältnisse in Diskurse des Development? Wenn die Geschichte dieser Überkreuzungen von ‚Sex‘ und ‚Entwicklung‘ erzählt wird, was gerät da zumeist in den Blick ihrer Erzähler_innen, Praktiker_innen sowie Theoretiker_innen – und was nicht? Mein Beitrag wirft einen kritischen Blick auf mögliche, schon erprobte Antworten auf diese Fragen. Er legt dabei einen Schwerpunkt auf die – wie wir es nennen können – ‚sexy‘ Strategien des so genannten *pleasure approach* in der Entwicklungszusammenarbeit und formuliert vor dem Hintergrund feministischer und antikolonialer Überlegungen einige kritische Thesen. Ausgehend von meiner Sprech- oder Schreibposition als feministische Akteurin im wissenschaftlichen Kontext, der sowohl die ‚theoretischen‘ als auch die handlungsbezogenen, also ‚praktischen‘ Seiten des Themas ein Anliegen sind, skizziere ich als Ausblick potenzielle Anschlussstellen für weiterführende sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen und *policy*-Strategien der Entwicklungszusammenarbeit.

1. Was war Sex? Was war Entwicklung?

In einer Perspektive globaler (Ungleichheits-)Verhältnisse Sexualität(en) zu thematisieren, sexuelle Ordnungen und Zuordnungen zu problematisieren, Sexualität als Strukturprinzip und sexuelle Beziehungen als von Macht durchzogene Verhältnisse zu analysieren ist ohne eine Thematisierung von ‚Entwicklung‘ als bestimmendem Moment dieser globalen Bezie-

hungen meines Erachtens nicht sinnvoll möglich. Gleiches gilt im Grunde auch umgekehrt: Der Idee von Entwicklung sind Vorstellungen und Politiken hinsichtlich Sexualität und sexueller Ordnungen inhärent, und zwar auf in höchstem Maß relevante Weise, auch wenn dies nicht immer explizit gemacht wird. Entwicklungskritik und insbesondere Ansätze des Postdevelopment bilden für mich im Folgenden eine maßgebliche Rahmung dessen, was ich unter den Begriff *sexing development* fasse. Welcher Zusammenhang besteht zwischen Entwicklungskritik und dem ‚Entwickeln‘ des Sexuellen?

Ein zentraler Befund aus der frühen Phase des Postdevelopment besagt, ‚Entwicklung‘ als Idee, Konzept oder Paradigma bestimme darüber, wie globale Verhältnisse überhaupt gedeutet und dargestellt werden können. Ich denke, dieser Befund hat nach wie vor weitgehend Gültigkeit. Andere als die auf ‚Entwicklung‘ fokussierenden Deutungsmuster sind seit den 1990er Jahren hinzugekommen, und in der theoretischen Orientierung liegt mittlerweile stärkeres Gewicht auf den vielfältigen Aushandlungsprozessen, denen Repräsentationen immer auch unterliegen. Gleichwohl ‚gewinnt‘ solche Aushandlungen in der Regel der ‚globale Norden‘ oder der ‚globale Westen‘, sofern es um die Darstellung und Wahrnehmung des ‚Nicht-Westens‘ oder ‚globalen Südens‘ geht. Wie schon in den 1990er Jahren von Arturo Escobar (1995) oder Wolfgang Sachs (1992) und vielen weiteren Kritiker_innen festgehalten konzentriert sich dieses nach wie vor bestimmende Darstellungsprivileg dominant – wenngleich gewiss nicht ausschließlich – auf die Figur ‚Entwicklung versus Unterentwicklung‘. Die soziale und wirtschaftliche ‚Rückständigkeit‘ der ‚unterentwickelten‘ Kulturen, Körper, Personen wird dabei nicht als Effekt politischer Systeme dargestellt und wahrgenommen, sondern vielmehr als etwas, das bürokratisch erfasst, verbessert und bewältigt werden kann (vgl. Ferguson 1994). Hierbei steht weniger die klassische Figur der Armut und der von ihr betroffenen ‚Armen‘ im Fokus, als vielmehr die Figur der von ‚Unterentwicklung‘ Gezeichneten. Exotisierungen des Begehrens und entsprechende Verwerfungen, wie sie in besonderer Weise das Imaginäre des Kolonialismus präg(t)en, werden von der Idee einer effizienten Organisation des Sexuellen und seiner rationalen ‚Entwicklung‘ überlagert (vgl. dazu auch Hacker 2007: 71f). Kampagnen zu Empfängnisregelung oder zu *safe sex* wären hierfür konkrete Beispiele.

Ganz entsprechend den Epistemologien des Postdevelopment und seiner Bezugnahmen auf poststrukturalistische und postmoderne Ansätze möchte ich die Frage, wie Sex im Development angekommen ist, dahingehend erweitern oder verschieben, dass ich nach den Erzählformen (und den Erzähler_innen) der Geschichte dieses ‚Ankommens‘ frage. Meiner Interpretation nach hat sich bei den Akteur_innen und Rezipient_innen dieser Geschichte bereits eine Meister_innenerzählung etabliert, auf deren Träger_innen ich noch ausführlicher zu sprechen komme. Zu unterstreichen scheint mir die Notwendigkeit, diese *master narrative* zu dekonstruieren, sie vielleicht ein Stück weit zu demontieren. Sie lautet in etwa wie folgt: Sexual- und Gesundheitspolitiken beziehungsweise der gesamte Interventionsbereich der ‚Reproduktion‘ – auch in dieser ausdrücklichen Benennung – bereits relativ alte Themen der EZA und der Entwicklungspolitik sind. Erläuternde Stichworte, die hier fallen, sind beispielsweise die von allen Anfängen an konstatierte Relevanz von Bevölkerungspolitik sowie die klassische Familienorientierung von Entwicklungshandeln (vgl. Kleitz 2000).

Mit HIV/AIDS, heißt es meist weiter, gewann die Frage von sexueller und reproduktiver Gesundheit an Bedeutung. Entwicklungs-*policies* thematisierten Verhütungsverhalten und *safe sex* expliziter als zuvor, und Kontroversen um Verhütung und/oder Abstinenz gerieten in das Zentrum internationaler entwicklungspolitischer Debatten. Auslöser der Kontroversen war hier unter anderem die stark ideologisierte, politisch repressive ABC-Politik (*Abstinence, Be Faithful, Use Condoms*) der USA (vgl. Schönangerer in diesem Heft).

Als wichtige Rahmung des Sprechens über sowie des Handelns im Bereich Sexualitäten im Development gilt schließlich der *rights-based approach*, konkreter die Figur der *reproductive rights* und dann der *sexual rights*. Hier begann es, um mehr als ‚nur‘ den Aspekt der Reproduktion zu gehen und um mehr als ‚sexuelle Gesundheit‘, auch wenn dies weiterhin viel gepflegene Zugänge bleiben. Sexuelle Rechte kamen gleichsam als Erweiterung der reproduktiven Rechte aus Anlass der UN-Konferenz zur Weltbevölkerungspolitik in Kairo 1994 in den Sprachgebrauch. Strittigste Themen auf dem internationalen Lobbying-Parkett waren und sind

Abtreibung und Homosexualität, für die meist der ‚Deck‘-Begriff „sexuelle Selbstbestimmung“ zum Einsatz kommt. Aktuell ist es (wieder) das Thema der weiblichen Genitalverstümmelung oder -beschneidung – international diskutiert unter den Kürzeln FGM/FGC für *Female Genital Mutilation* und *Female Genital Cutting* –, für das kein globaler Konsens gefunden werden kann oder will¹. Mittlerweile existieren verschiedene offizielle Definitionen von *sexual rights*, die Teil des thematisch maßgeblichen Zitierkanons bilden. „Sexual rights embrace human rights that are already recognized in national laws, international human rights documents and other consensus documents“, heißt es in einem 2002 der WHO vorgelegten Arbeitspapier.

„[These] include the right of all persons, free of coercion, discrimination and violence, to:

- the highest attainable standard of health in relation to sexuality, including access to sexual and reproductive health care services;
- seek, receive and impart information in relation to sexuality;
- sexuality education;
- respect for bodily integrity;
- choice of partner;
- decide to be sexually active or not;
- consensual sexual relations;
- consensual marriage;
- decide whether or not, and when to have children; and
- pursue a satisfying, safe and pleasurable sexual life“ (WHO o.J.).²

Es scheint kaum noch bestritten zu werden, dass sexuelle Rechte als Menschenrechte und nicht ausschließlich in der Perspektive von Gesundheitspolitik zu sehen sind (zu den Problemen einer Orientierung an Menschenrechten hinsichtlich sexueller Normierungen siehe auch Klapeer in diesem Heft). Hierzu gehören mindestens: Rechte der sexuellen Selbstbestimmung, der Freiheit von sexueller Gewalt, der Nicht-Diskriminierung sexueller und geschlechtlicher Minderheiten, insbesondere nicht-heteronormativer Praktiken und Identifikationen sowie nicht-normativer Körper, Rechte in den Aktionsfeldern FGM/FGC, Sexarbeit, HIV-Prävention, Empfängnisverhütung.

2. My pleasure!

Die Erzählung vom endlich, und endlich positiv erfolgten Auftauchen des Sexuellen im Development tritt hier in ihr entscheidendes Stadium, in eine Art episches Moment, und berichtet, dass der Ansatz bahnbrechend geworden sei, weil er sexuelle Rechte in Verwobenheit mit *sexual pleasure* propagierte. Es gelte, die auch im *sexual-rights*-Denken als weithin dominierend befundene Opfer- und Unterdrückungsrhetorik über Bord zu werfen. Statt Sexualität und Körperlichkeit mit Leiden, Gewalterfahrung und Krankheit zu assoziieren, seien vielmehr Lust, Genuss, Vergnügen sichtbar zu machen und einzufordern. Dieser Ansatz verbindet sich genuin mit Mitarbeiter_innen am Institute of Development Studies (IDS) im britischen Sussex, als zentralen Akteur_innen. Ursprünglich war es das dort angesiedelte Informationszentrum für Gender-Politiken (BRIDGE), das Anfang der 2000er Jahre damit begann, Veranstaltungen zum Themenfeld *Sex and Development* zu organisieren. Eine kleine Gruppe von Scholar_innen und Aktivist_innen trat zuerst mit einer Seminarreihe hervor (IDS o.J. a), erarbeitete dann entwicklungspolitische beziehungsweise -,praktische‘ Informations-Packages mit Fallstudien und Trainingsunterlagen zu Geschlecht, Kultur und Sexualitäten (Jolly 2002a, 2002b; Esplen 2007; Ilkkaracan/Jolly 2007a) und organisierte schließlich internationale Vernetzungen. An diesen Vernetzungen beteiligten sich Akteur_innen der Entwicklungszusammenarbeit, Gesundheits-NGOs, Lobbyist_innen auf EU- und UNO-Ebene sowie feministische, vielfach Queer-Studies-orientierte Theorieproduzent_innen und Aktivist_innen.³ Begriffe wie ‚Begehren‘ und *pleasure* rückten zunehmend ins Zentrum der in diesem Arbeitskontext geführten Diskussionen um Strategien, mittels derer sich sexuelle Rechte umsetzen ließen. Von einiger Relevanz waren schließlich die vielfältigen Argumentationshilfen für eine Verankerung des Themas innerhalb der Entwicklungszusammenarbeits-Szenerie. Auf dem Schwerpunkt *Realizing Sexual Rights* baute die erste Phase des hoch dotierten *Sexuality and Development* Programms innerhalb des IDS auf (vgl. IDS o.J. c), 2007 bis 2011 finanziert vom staatlichen Department for International Development (DFID).

Argumentationen und Referenzen der Publikationen dieses Programms formen einen Kanon dessen, was im Feld eines Engagements für ‚sexy‘ Entwicklung zitiert wird. Neben einer Liste von Begründungen, warum

das Themen- und Handlungsfeld ‚Sexualität‘ entwicklungspolitisch wichtig ist (Cornwall/Jolly 2006), entstand eine Reihe an programmatischen, gleichsam vorformulierten Antworten zur Frage nach dem Stellenwert von Sex innerhalb des Gender-Ansatzes: „sexuality is influenced by gender norms“, „ideologies around sexuality are used to control women“, „sexuality is linked to poverty“, „gender inequality fuels transmission of HIV/AIDS“, „sexuality is a survival issue“, „attention to sexuality is key to meeting the Millennium Development Goals“ (da es um Gesundheit, reproduktive Rechte und Frauen-/Mädchenbildung geht), „sexuality can contribute to empowerment and well-being“ und „sexuality is a site of political struggle“ (Ilkcaracan/Jolly 2007b: 4-8). Gut zitierbar erscheint zudem die sexualitätsbezogene Weiterentwicklung des grafischen Modells eines „Web of Poverty Disadvantages“, das Robert Chambers entworfen hatte, ein Gründungsvater der partizipativen Entwicklung und selbst Wissenschaftler am IDS. Die mit Armut verflochtene „Zeitarmut“ beispielsweise wird argumentativ folgendermaßen mit sexueller Vulnerabilität verknüpft: „Exhaustion and heavy work burdens leave people little time and energy to enjoy sex. Hurried sexual encounters between men who fear getting caught, or married couples in cramped living spaces with no place to have sex in private, leave little time for communication or putting on a condom“; jahreszeitliche Dimensionen von Armut wiederum ließen sich insofern an sexualitätsbezogenen Beispielen erläutern, als etwa gelte, „[m]en have more money to buy sex after harvest; women have more need to sell sex in the hungry season. In many societies, there is a rise on abortions following a holiday or festival“ (vgl. Cornwall/Jolly 2006: 4).

Auf dem akademische(re)n Markt der themeneinschlägigen Publikationen sind (oder waren) die ‚üblichen Verdächtigen‘ als Autor_innen meist dabei: Susie Jolly und Andrea Cornwall, die die IDS-Initiative vor Ort mittrugen, und Sonia Corrêa, unter anderem engagiert beim Süd-Frauenetzwerk Development Alternatives with Women for a New Era (DAWN). Zu ihren gemeinsamen Veröffentlichungen zählen die Dokumentationen der am IDS-abgehaltenen Workshops (Cornwall/Jolly 2006; Cornwall et al. 2008). Von einem etwas anderen Hintergrund kommt Amy Lind, die zu neoliberalen Sexualpolitiken und Lateinamerika als regionalem Schwerpunkt arbeitet (Lind/Share 2003; Lind 2010). In den Publikationen von Wendy Harcourt, feministische Expertin für Gender- und Entwicklungs-

fragen bei der Society for International Development (SID) in Rom, geht es tendenziell weniger um ‚Sex‘ als vielmehr um Körperpolitiken, Voraussetzungen und Folgen des Weltbevölkerungsgipfels in Kairo, Körper im Feld der Erwerbsarbeit, informelle Arbeit im Care-Bereich und *last but not least* um Phänomene der Gewalt am Körper (Harcourt 2009).

Wie schon erwähnt, spielten von Anfang an Vernetzungen und Lobbyismus eine bedeutende Rolle bei der Etablierung dieser Autor_innen als ‚Meister_innen‘ des Diskurses zu ‚sexy‘ Development. Hierzu zählen die Einbeziehung von NGOs aus Ländern des globalen Südens, attraktive Auftritte bei internationalen Frauenrechts- und AIDS-Kongressen, ein oft extrem repetitiv anmutendes Darbringen der Analysen und Forderungen sowie professionell buntes, populär gehaltenes Broschürenmaterial. Mit ‚im Boot‘ waren vor allem die von der Ford Foundation ab 2003 finanzierten Sexuality Resource Centres. Diese wurden als Informations-, Weiterbildungs- und Forschungszentren für Sexualerziehung, HIV-Prävention und verwandte Aktivitätsbereiche konzipiert und orientier(t)en sich regional. Das für West- und Zentralafrika zuständige Zentrum in Lagos bot Trainings und Beratungen an, schrieb *Sexuality Leadership Fellowships* aus und gründete die Zeitschrift *Sexuality in Africa Magazine*. Das Zentrum für Süd- und Südostasien agierte von Delhi aus, war von der NGO Talking About Reproductive and Sexual Health Issues (TARSHI) getragen, moderierte unter anderem äußerst lebhaft Online-Foren und gründete sowohl eine Bibliothek als auch eine Zeitschrift namens *In Plainspeak*. Das in Rio de Janeiro angesiedelte lateinamerikanische Zentrum CLAM hatte ein *Gender-, Health- and Sexuality Studies* Programm an der Universität in Rio als Trägerorganisation und orientierte sich dementsprechend deutlicher akademisch. Seit kürzerem gibt es zudem mit Pink Space ein Sexuality Resource Centre in Beijing.⁴ Kooperiert wurde seitens des IDS eng auch mit dem britischen Pleasure Project, einer Organisation, die breite Kampagnen zu *safe sex* gestaltet und hierfür teilweise mit der Sex- und Pornoindustrie zusammenarbeitet.⁵

Die Verwirklichung sexueller Rechte in der Figur *sexual pleasure* ging am IDS von Anfang an mit einer offensiven Thematisierung nicht-normativer Sexualitäten einher und mit einer Beeinspruchung der ‚Familien‘- und Norm-Orientierung der Entwicklungszusammenarbeit aus der Perspektive von Heteronormativitätskritik. Das heißt, LGBTIQ-Initiativen⁶

sollten und wollten hier ihren Platz finden, ebenso alle Trans-Identitäten, die global gesehen ja eine große Bandbreite möglicher Gender-Figurationen umfassen und seit der Jahrtausendwende auf internationalem Politik-Parkett zunehmend hörbar und sichtbar werden; Intersex-Personen beanspruchten und erhielten Subjektstatus in diesem Themen- und Aktionsfeld; Sexarbeiter_innen aller Geschlechter ebenso. Schon seit vielen Jahren fördert die niederländische Entwicklungsstiftung Hivos LGBTIQ-Initiativen in Ländern des Südens, andere Geberorganisationen verlangen den Nachweis, dass nicht-heteronormativ lebende Personen in die finanzierten Aktivitäten einbezogen sind. Als bilaterale Agentur mit gleichsam Pionierinnenstatus gilt die schwedische SIDA, die schon 2005 eine Berücksichtigung von nicht-normativen Geschlechtsidentitäten als wesentliches Vergabekriterium festlegte. 2011 verabschiedete der Menschenrechtsrat der UNO auf Antrag Südafrikas mit großer Stimmenmehrheit eine Resolution im Sinne gleicher Rechte für Personen aller sexuellen Orientierungen; 2012 folgten große Studien der UN und der EU zur Diskriminierungssituation von LGBTIQ-Personen (vgl. UN 2011; FRA 2013).

Soweit die ‚*sexy narration*‘ und einige ihrer Folgen. Was aber wird aus ihr, wer treibt sie voran? Die erste Phase des *Sexuality and Development* Programms am IDS ist seit April 2011 abgeschlossen. Etliche der Initiator_innen scheinen schon wieder bei anderen Themen involviert, Susie Jolly konzentriert(e) sich ab 2011/12 auf den Pink Space in Beijing, Andrea Cornwall ging als Anthropologin an die University of Sussex zurück. Kontaktaufnahmen mit dem Programm und schließlich seiner zweiten Phase, die im April 2012 unter neuer Projektführung anlief (vgl. IDS o.J. b), wurden mit diesem Wechsel meiner Erfahrung nach schwieriger. Hier könnten wir uns fragen, inwieweit dies nicht vielleicht der klassischen Development-Logik entspricht: Akteur_innen der Entwicklungszusammenarbeits-*policies* kreieren ein neues Thema, ein neues Paradigma, ein neues Handlungsprinzip, propagieren es eine Zeitlang intensiv als Mittel des Bessermachens und lassen es dann ruhen oder überlassen es jedenfalls seinen Kontroversen und seiner Eigendynamik. Im Gefolge der 2007 von Menschenrechtsaktivist_innen ausgearbeiteten *Yogyakarta Principles* (2006) zum Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Nicht-Normativität entwarfen verschiedenste Organisationen, etwa ARCUS – eine internationale Stiftung für die Rechte von Menschenaffen und LGBTIQ-Personen – recht wendig

Planungstools und Trainingsangebote unter der Bezeichnung *Sexual Orientation and Gender Identity* (SOGI). Dieser Trainingsansatz wird auch im Umfeld der deutschsprachigen Entwicklungszusammenarbeit aufgegriffen (vgl. Klugman/Sutherland 2011; Sauer/Heckemeyer 2011).

Unter diesen Prämissen bleibt, den *pleasure approach* als ‚travelling idea‘ wahrzunehmen, die wir⁷ aufgreifen und weiterführen können, uns aneignen, sie umdeuten und strittig halten in unseren Analysen ebenso wie in unseren Praktiken. Im Sinne des Strittig-Haltens und Streitbar-Bleibens schließe ich hier drei kritische Thesen zu Gender, Begehren und Gewalt an. Die dabei wiederkehrende Frage ist, als wie feministisch und wie anti-kolonialistisch *sexing development* gelten kann.

3. Feminismus, Begehren, Gewalt: Kritische Thesen zum sexing development

Der Titel meines Aufsatzes *Who needs [gender] when they can have [sex]?* ist sozusagen ein ‚verkehrendes‘ Zitat. Sally Baden und Anne Marie Goetz betitelten nämlich vor vielen Jahren ihre sehr lesenswerten Überlegungen zu den heftigen Auseinandersetzungen um Status und Deutung des ‚Gender‘-Begriffes bei der Weltfrauenkonferenz der UNO in Beijing 1995 mit *Who needs [sex] when you can have [gender]?* (Baden/Goetz 1998). Ehe Sex und Geschlecht zu Streitthemen der Entwicklungszusammenarbeit werden konnten, entfalteten sie sich als vielfältig kontroverse Felder internationaler Frauenbewegungen, ihrer Politiken und ihrer *policies*.

Das Thema ‚Sexualität‘ figuriert als feministischer Klassiker, als ein seit je zugleich kontroverses und produktives Terrain zwischen und innerhalb von Frauenbewegungen verschiedener geopolitischer Zugehörigkeit. In den internationalen feministischen Auseinandersetzungen und Begegnungen seit den Anfängen des *second wave feminism*, der ‚Neuen Frauenbewegung‘, spielen das Recht auf den eigenen Körper, die Frage der Selbstbestimmung hinsichtlich sexueller und ‚reproduktiver‘ Normen sowie der Widerstand gegen solche Normierungen eine zentrale Rolle. Wenn wir den analytischen Blick auf globale, lokale und ‚glokale‘ Zusammenhänge richten, erscheinen auch hier ‚Entwicklung‘ und ihre Kritiken und Krisen

als entscheidende Perspektiven. Frauennetzwerke des Südens, wie prominent Development Alternatives with Women for a New Era (DAWN) und Isis, artikulierten gründliche Kritik an Entwicklungspolitik wie auch am projektionsreichen und unreflektierten ‚Entwicklungs‘-Denken feministischer Akteur_innen aus dem Norden. Auseinandersetzungen, kontroverse Repräsentationen und Vorhaltungen zwischen ‚Kultursensibilität‘ und ‚Kulturimperialismus‘ oder ‚Wahlfreiheit‘ und ‚Gewalt‘ betreffen FGM/FGC, Polygamie und Zwangsehen, aber auch Frauenhandel oder Zwangsprostitution. Wir wissen, dass sowohl *Women in Development* als auch *Gender and Development* als Antwort auf internationale Frauenbewegungen zu lesen sind. Diese Programmansätze sollten an feministische Forderungen anknüpfen und ihnen letztlich die Spitze nehmen – insbesondere letzteres gelang historisch ganz gut (vgl. Hacker 2005).

Mir scheint bemerkenswert, dass ‚Gender‘ im Bereich ‚Entwicklung‘ nicht nur immer mehr und mehr zu einem ‚unsexy‘ Thema wurde, von dem aus keine grundlegende Kritik an Machtverhältnissen mehr möglich schien, sondern zudem, dass ‚Frauen‘ von Anfang an reichlich ‚sexlos‘ in den Entwicklungs-Diskurs kamen. Entwicklungspolitik konzipiert(e) sie – ähnlich, wie Martin Manalansan dies so luzide an der Migrationspolitik exemplifizierte – weit eher als „laboring agents“ denn als „desiring subjects“ (vgl. Manalansan 2006: 243). Das rebellische Potenzial feministischer Körperthematizierungen scheint das Erste gewesen zu sein, das auf der Strecke blieb, als internationale frauenpolitische Forderungen zur Figur *Women in Development* wurden und zu einem Element der formalistischen, auch ökonomistischen, bürokratischen und mainstreamenden Logik dieser Figur. Die entwicklungspolitische Maschinerie, die ja gleichsam ‚gerade erst‘ entdeckte hatte, dass es Frauen und ‚reproduktive Bedürfnisse‘ gibt, kann bestenfalls sehr langsam wahrnehmen, dass auch dritte und vierte Geschlechter und höchst diverse nicht-normative sexuelle Identifikationen existieren.

Nun gemahnt(e) der Rechte-und-Vergnügen-Ansatz plötzlich wieder und vielfältig an den Sex in feministischen Politiken und ihrer Geschichte. Argumentationslinien kehrten am Rande des Development-Diskurses wieder, wie sie seit den 1970er Jahren das Terrain sexueller Politik zwischen und innerhalb von Frauenbewegungen geprägt hatten: die Absetzung von

Opferrhetorik, die Begrifflichkeit der sexuellen Autonomie, die kontroversen Haltungen zu Pornografie oder Sexarbeit und schließlich die weitgehend unbedingte Bejahung sexueller Lust in den *queer politics* (vgl. Hacker 2002).

Der *sexual pleasure approach* trägt also die Verheißung in sich, im Development als Ausweg aus den Aporien der bürokratischen Gender-Planungen fungieren zu können. Darin hat er gewiss eine seiner Stärken, die es zu unterstützen und weiterzuführen gilt. Sein Aufkommen verdankt sich recht weitgehend dem *third wave feminism*, den internationalen LGBT-Bewegungen und den queeren Kämpfen, die sich zugleich um antirassistische und generell Minoritäten inkludierende Politik bemühen. Aber vereinnahmt der *pleasure approach* nicht auch ein Stück weit jene sozialen Proteste, auf die er sich bezieht, verschweigt sie zu Teilen oder konterkariert sie da und dort?

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lautet meine erste These: Development in jener Weise dem Sexuellen zu öffnen, wie es der bisher vor allem vom IDS definierte *pleasure-Ansatz* versucht, arbeitet zwar der Aporie des bürokratischen Gender-Ansatzes entgegen und greift auf feministisch-queere Kämpfe zurück, ist damit aber noch nicht feministisch. Meines Erachtens kann die Perspektive des *sexing development* ihr kritisches Potenzial nur dann entfalten, wenn ihr Verhältnis sowohl zu feministischer als auch zu queerer Geschlechterpolitik immer wieder reflektiert wird und sich Vertreter_innen dieses Ansatzes auch immer wieder neu herausfordern lassen.

Meine zweite kritische These bezieht sich auf den Status von Begehren im Development und Begehren als Feld des Queeren. *Sexing development* stützt sich bislang auf eine, eher glatte Bejahung und Einschreibung von Begehren, von begehrliehen/begehrenden Subjekten. Diese hätten, wie es vor allem im IDS-Umfeld hieß, traditionellerweise im Development-Diskurs keinen Platz, da es dem Entwicklungshandeln zu allermeist um „funktionelle“ Organisationen gehe und darum, solche zu produzieren (vgl. Kleitz 2000).

Mir erscheint diese Aussage verkürzt, und sie muss sich meines Erachtens die Vorhaltung gefallen lassen, Kolonialismuskritik nicht hinreichend zu reflektieren. Wie ist das denn nun mit dem Begehren? Gibt es nicht doch immer noch einiges mehr an Tücken und Finten eines Begehrens, das zwischen Development und sexueller Lust situiert wird?

Ein ‚typischer‘ Development-Zugang zu Begehren, Verlangen und Wünschen fordert gleichsam (zumeist implizit), die Wünsche müssten sich in rationaler Proportionalität an den Möglichkeiten orientieren. Wer keinen Zugang zu Grundbildung hat oder von systematischen Luftverschmutzungen betroffen ist, hat sich leistbare Schulen oder effiziente Klimaschutzabkommen zu wünschen und nicht etwa Sexshops. In dieser Logik haben die als ‚arm‘ Definierten vernünftigerweise keine sexuelle Subjektivität (und erst recht kein normenüberschreitendes Begehren). Als im IDS-Kontext das Thema ‚queer‘ aufkam, hieß es auch hierzu noch recht unreflektiert, die bislang marginalisierten sexuellen/geschlechtlichen Selbstentwürfe könnten nunmehr zu ‚sensibilisierten‘ Subjekten werden, die das begehren, was von Entwicklungsinterventionen angeboten wird und kann, und nicht etwas anderes. Susie Jollys Aufsatz *Queering Development* von 2000 formuliert dies ganz deutlich. „There is both a need to target queers specifically, and to mainstream ‚queer‘ into social policy and GAD. [...] Queer initiatives do have some advantages over more traditional development: their small scale, unofficial nature, and activist element may mean they stand more hope of being reclaimed and controlled by local people“ (Jolly 2000: 85f; vgl. Hacker 2007: 72f).

Aber vielleicht ist Begehren ohnedies etwas immer noch weit Trickreicheres. François de Negroni machte schon Anfang der 1990er Jahre darauf aufmerksam, dass der gesamte Prozess der Entwicklungszusammenarbeit auf paradoxe Weise von einem Begehren durchzogen ist, das die Akteur_innen zugleich aufrecht erhalten und unerfüllt lassen möchten. „[G]anz wie der Liebhaber bei Lacan“ biete „der Entwicklungsexperte“ [sic!] „etwas, was er nicht hat, jemandem an [...], der es nicht will“ (Negroni 1992: 232, Übers. HH). Ähnlich schreibt Pieter de Vries 15 Jahre später von Development als „Wunschmaschine“; von Subjekten, die als Elemente dieser Maschine etwas begehrten, was es nicht gebe, und vom Zweck der Development-Maschinerie, der darin bestehe, unerfüllbares Begehren immer wieder neu zu erzeugen. „(T)he development apparatus functions as a crazy, expansive machine, driven by its capacity to incorporate, refigure and reinvent all sorts of desires for development“ (de Vries 2007: 37).

Wie ich an anderer Stelle ausführlicher dargelegt habe, verknüpft sich ‚Entwicklung‘ meines Erachtens mit Strukturen des Begehrens und Verlangens auf allen Seiten des *development encounter* (vgl. Hacker 2007). Inso-

fern könnte aus sexualitäts- und queer-theoretischer Perspektive resümiert werden, dass ‚Development‘ nicht nur auf der Basis von ökonomischem und sexuiertem Begehren funktioniert, sondern dass Begehren möglicherweise das Einzige oder jedenfalls Vorrangige ist, was ‚glückt‘, weil und obwohl es sein Ziel ‚verfehlt‘. Dabei geht es gleichzeitig um ‚funktionelles‘ und um ‚exzessives‘ Begehren. Einerseits werden ja Effizienz begehrt und eine vernünftige Entsprechung zwischen dem Wunsch im Imaginären und der Möglichkeit im Materiellen. Andererseits ist Begehren zu verstehen als ein Exzess im Spiel, es produziert einen Überschuss und überschreitet die ‚Angemessenheit‘ der Wünsche.

Zu beachten bleibt, dass ‚Begehren‘ ein zentrales Thema nicht nur in feministischen und queer-theoretischen Analysen darstellt, sondern ebenso in einer Kritik des Kolonialismus. Die Projektion von ‚sexy‘ Begehrlichkeiten auf den globalen Süden und seine Akteur_innen sowie Subjekte beginnt im 20. oder 21. Jahrhundert keineswegs an einem historischen Nullpunkt und ist alles andere als historisch unschuldig. Auf ihr lastet vielmehr das gesamte Erbe der imperialistischen Zuschreibung urtümlicher Lust, exotischer Erotik, bedrohlich-verlockender Perversion an ein geopolitisch Anderes. In langer imperialistischer Tradition steht, das geopolitisch Differente in – wie Anne McClintock es nennt – „porno-tropics“ zu lokalisieren, es mit (post-)kolonialem Begehren zu besetzen, mit rassistischer Verwerfung und rassialisierender Begierde zu verknüpfen und all dies an die Ränder des Sprechbaren zu verschieben. Von dort griffen es Analytiker_innen kolonialer Strukturen wiederum in längerer Tradition auf und machten es der Kritik zugänglich. Hierbei gilt meines Erachtens, dass Fragestellungen der *queer theories* fundamental wichtige und innovative Einsichten in die Verschränkungen zwischen Imperialismus und sexuellen beziehungsweise geschlechtlichen Definitionen eröffnen. Die Gestaltung sexueller Beziehungen mit nicht-weißen, nicht-bürgerlichen und vielfach auch nicht-anders-geschlechtlichen Partner_innen seitens kolonialer Akteure bildete einen integrierenden Bestandteil der historischen Schöpfung der ‚einen‘, weißen, bürgerlichen, monogamen, heterosexuellen männlichen Norm im europäischen Kolonialismus des 19. Jahrhunderts (vgl. McClintock 1995; Stoler 1995; Bleys 1996; Aldrich 2003; Levine 2004).

Meine zweite These lautet demnach: ‚Begehren‘ als funktionelles wie auch als exzessives Begehren ist Bestandteil von Kolonialismus und ebenso

von Mainstream-Entwicklungsstrategien. Wenn ein development-kritischer Ansatz auf ‚*pleasure*‘, ‚Begehren‘ und ‚begehrliche Subjekte‘ setzt, muss er sein Verhältnis zu (Anti-)Kolonialismus und sein antikoloniales und damit auch profund development-kritisches Selbstverständnis unbedingt und sehr genau argumentieren.

Hieran anschließend rückt meine dritte kritische These den Status von ‚Gewalt‘ in den Mittelpunkt der Überlegungen. Im Textkanon des *pleasure*-Ansatzes wird Gewalt fast ausschließlich auf der Ebene des Sich-Verwahrens gegenüber einer Opferrhetorik thematisiert, wie sie sich auch noch in manchen Menschenrechtsansätzen zu Reproduktion und Sexualität findet. Die meisten Autor_innen argumentieren, die ‚Gefahr‘ im Sexuellen liege anderswo, als konservativere Akteur_innen dies wahrhaben wollten (vgl. Jolly 2010). Das entscheidende Gewaltpotenzial habe in erster Linie die gesellschaftliche Unterdrückung des Sex, da sie erpress- und verwundbar mache. Gefolgt wird hier also, in kaum reflektierter Weise, der von Foucault kritisch umrissenen „Repressionshypothese“, die davon ausgeht, der Sex müsse befreit werden und Begierden wie Lüste seien im Eigentlichen ohne jede Ambiguität. Was ich hier problematisch finde, erscheint ein wenig ähnlich wie die Sache mit dem Begehren. Auch Gewalt ist sowohl generell in Development-Diskursen als auch im entwicklungs-kritischen *pleasure*-Ansatz ein marginalisiertes und verdrängtes Thema und gleichwohl von brisanter Präsenz.

Gewiss haben – zumeist: essenzialisierende – Darstellungen von Gewalt ihren wie auch immer problematischen Platz in Texten zu Development. Insbesondere die ‚Zielgruppe Frauen‘ gilt als in vielfacher Hinsicht Gewalterfahrungen ausgesetzt und von Gewaltverhältnissen bedroht. Sexualisierte Gewalt in Kriegs-, *post-conflict*- sowie Flucht- und Lagersituationen ist mittlerweile durchaus gängiges, auch mediales Thema. Und doch erscheint Gewalt immer wieder als Leerstelle, als nicht Aussprechbares und in reflektiertes Sprechen nicht Eingeschlossenes. Als konkretes Beispiel für Quellen, die in diese Richtung deuten, können ‚Erfahrungstexte‘ aus der Entwicklungszusammenarbeit gelten, also Erinnerungen von Entwicklungsarbeiter_innen, Berichte, Erzählungen oder Memoiren aus dem Feld. In ihrer Analyse lässt sich nachweisen (vgl. Hacker 2006, 2012), dass unter den verschwiegenen, ausgeschlossenen Themen das Moment der Gewalt zu den wichtigsten zählt, die ihre Schatten werfen. Die Gewaltför-

migkeit jener Ungleichheitsverhältnisse, die den Bezugsrahmen nicht nur dieser Texte, sondern des gesamten Entwicklungshandelns bilden, werden verschoben und verdeckt und sind nur schwer besprechbar. Überfälle, körperlich bedrohende Gewalt als Element des Alltags, Krieg oder Hunger, die Materialisierungen der Korruption, die latente Gewalt, die selbst ausgeübte oder die, die einer_einem begegnet: Wie lässt sie diese Gewalt theoretisieren? Wie lässt sie sich in *policy* übersetzen?⁸

Sehr differenzierte Ansätze zum theoretischen und analytischen Verstehen von Gewalt, Macht und Herrschaft haben eine lange sozialwissenschaftliche, gerade auch feministisch-kritische Tradition. Zum *sexy development* hätten sie wohl einiges zu sagen – und doch geht es hier nicht einfach um eine Kluft zwischen Theorie und Praxis oder zwischen Wissenschaft und *policy*. Meines Erachtens gehört es zu dem schwierigsten analytischen Unterfangen, Gewalt und Geschlecht zusammenzudenken, sofern wir weder einen gänzlich monolithischen Begriff von Gewalt oder einen ausschließlich akteurslosen, vielleicht allzu „Foucault’schen“ Machtbegriff gebrauchen wollen noch gleichzeitig Sexualitäten und Geschlechtlichkeiten essenzialistisch setzen wollen. Die Gewalt und das Geschlecht kritisch zu denken und zu reflektieren, was dieses Denken, Sehen, Schreiben erschweren oder verunmöglichen will, erscheint mir weiterhin⁹ ein großes Desiderat. Aus diesen Überlegungen leite ich die These ab, dass angesichts der höchst problematischen Tatsache, dass physische und institutionelle Gewaltstrukturen im Mainstream-Development an den Rand des Besprechbaren verschoben werden, sex-positive Development-Kritik erst recht beharrlich und fokussiert daran arbeiten sollte, Gewalt- und Geschlechterverhältnisse kritisch zu benennen. *Sexing development* muss sich mit dem Spannungsbogen zwischen *pleasure* und Gewalt so genau wie irgend möglich und in allen Facetten auseinandersetzen, um nicht gefälliges, passageres modisches Thema zu bleiben. Und (auch) hier ist fast alles noch offen.

4. Sex und Gender und die Folgen

Als Zusammenfassung und Ausblick lassen sich einige der wichtigen Anschlussstellen von *sexing development* zu sozial- und kulturwissenschaftlichen Debatten sowie zu *policy*-bezogenen Fragestellungen (nochmals) skizzieren:

In Anlehnung an postdevelopmentalistische Kritik rühren der *pleasure approach* und der Ansatz des *queering development* an Problemen des Subjektbegriffs. Mir scheint es hoch relevant, genau darauf zu achten, von welchen Vorstellungen zum ‚Subjekt‘ entwicklungspolitische Strategien ausgehen. Ist dies ein funktionelles Subjekt, ein begehliches, ein handlungsfähiges, ein ‚empowertes‘ oder ein diszipliniertes. Und, welche Folgen haben solche Annahmen jeweils für ein Programm, ein Projekt, eine Leitlinie? Wie können die ‚betroffenen‘ Subjekte diese Vorannahmen aufgreifen, für sich verwenden, umdeuten, umarbeiten?

Thematisierungen des Sexuellen im Feld der Entwicklungspolitik überschneiden sich mit dem Diskursfeld der Normierungen und Gegen-Normierungen von Körpern. Hier gilt es meines Erachtens einzuhaken und die Verbindung Sexualitäten/Körper zu vertiefen. Wie wird es möglich, nicht-normative Körper analytisch und politisch wahrzunehmen, beziehungsweise aus der Position nicht-normativer Körperlichkeit zu sprechen und zu handeln? Wie sind beispielsweise *disability* oder *age* – verstanden als eine auch körperbezogene soziale Differenzierung – zugleich mit Strategien zu sexueller Differenz zu denken und zu theoretisieren?

Eine kritische Befassung mit der Figur der ‚sexuellen Rechte‘ führt notwendigerweise weiter zu Debatten um *good governance*, Menschenrechte und die Ambivalenz des rechtsbasierten Ansatzes in der Politik internationaler Beziehungen sowie schließlich generell zur Frage des Verhältnisses von Staat und Körper.

Die bisherigen Strategien zu *sexing development* weisen deutlich darauf hin, dass die Komplexität eines Verständnisses von Gewalt, Normativität, Herrschaft und Hegemonie gewahrt und stets neu überprüft werden muss und dass die Artikulation feministischer und kolonialismusanalytischer Kritik als zentrales Korrektiv zu fungieren vermag.

Last but not least aber bleibt festzuhalten, dass sich meine Thesen zum *sexing development* und zu den Verheißungen des *pleasure*-Ansatzes tendenziell normativ auf Konzepte, Begriffe, Reflexionen, Schreiben sowie auf die Notwendigkeit noch ‚besserer‘ Analyse bezogen haben. Letztlich aber müsste die Kritik von den besprochenen Inhalten fort und ein Stück weit in Richtung Strukturen und Institutionen verschoben werden. Denn, was es bräuchte wäre eine strukturelle Unterstützung, die es erst möglich macht, die von mir als bislang noch nicht ausreichend kritisch monierte Konzeption von Sexualitäten und Körperlichkeiten im Develop-

ment auszuarbeiten. Daran anschließend wäre eine symbolische und materielle Förderung dieser Analyse- und schließlich auch Handlungsansätze notwendig, ein aktives Interesse von Institutionen der Wissenschaft und der Entwicklungspolitik sowie Infrastruktur und Kommunikationsräume für die Verbindungslinien hin zu sozialen Bewegungen und Projekten der ‚Selbstermächtigung‘. In erster Linie gälte es wohl, an der Schaffung solcher Strukturen zu arbeiten.

- 1 Im März 2012 ging die jährliche UN-Sitzung zu Frauenrechten aufgrund von Kontroversen unter anderem zum Politikfeld FGM/FGC ohne Abschlussdokument zu Ende (vgl. Lechner 2012).
- 2 Diese, in der Literatur immer wieder verwendete Definition von 2002 befindet sich nach wie vor auf der Website der WHO, allerdings mit dem ausdrücklichen Hinweis, sie dürfe keinesfalls als offizielle WHO-Position zitiert werden.
- 3 Siehe insbesondere die Workshops Realising Sexual Rights im Herbst 2005 (IDS 2005) und Sexuality and the Development Industry im Frühjahr 2008 (IDS 2008a, 2008b).
- 4 Siehe www.arsrc.org für Afrika, www.tarshi.net/asiasrc/about_resource_centre.asp für Süd- und Südostasien und www.clam.org.br für Lateinamerika.
- 5 Siehe www.thepleasureproject.org.
- 6 LGBTIQ steht für lesbian, gay, bisexual, transgender, intersex, queer. Im Folgenden verwende ich, je nach Sinnzusammenhang, gelegentlich nur LGBT.
- 7 Das ‚wir‘ meint hier beispielsweise und konkret die Forschungsgruppe *arge_bodies_gender_sex* am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien, <http://ie.univie.ac.at/forschungsschwerpunkte/sexualitaeten-im-entwicklungskontext>, 27.5.2012.
- 8 Aktuell müssten wir uns hier vermutlich den entwicklungspolitischen Diskurs zum Paradigma ‚Sicherheit‘ ansehen: Wie sieht hier die Thematisierung von Gewalt genau aus?
- 9 Diese Schlussfolgerung habe ich erstmals formuliert in Hacker 1998: 282f; so sehr meine Analysen damals auch historisch orientiert waren, denke ich doch, dass sie breiter und ‚weiterhin‘ gültig sind.

Literatur

- Aldrich, Robert (2003): *Colonialism and Homosexuality*. London/New York: Routledge.
- Baden, Sally/Goetz, Anne Marie (1998): Who needs [sex] when you can have [gender]? Conflicting discourses on gender at Beijing. In: Jackson, Cecile/

- Pearson, Ruth R. (Hg.): *Feminist Visions of Development. Gender, Analysis and Policy*. London/New York: Routledge, 19-38.
- Bleys, Rudi (1996): *The Geography of Perversion. Male-to-male Sexual Behaviour outside the West and the Ethnographic Imagination 1750–1918*. London/New York: Cassell.
- Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg., 2008): *Development with a Body*. London: Zed Books.
- Cornwall, Andrea/Jolly, Susie (2006): Introduction: Sexuality Matters. In: *IDS Bulletin* 37 (5), 1-11.
- Escobar, Arturo (1995): *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*. Princeton: Princeton University Press.
- Esplen, Emily (2007): Cutting Edge Pack „Gender & Sexuality“. Supporting Resources Collection. Sussex: BRIDGE, IDS.
- Ferguson, James (1994): *The Anti-Politics-Machine. „Development“, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho*. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- FRA – European Union Agency for Fundamental Rights (2013): *EU LGBT survey. European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey*. Wien: FRA.
- Hacker, Hanna (1998): *Gewalt ist: keine Frau. Der Akteurin oder eine Geschichte der Transgressionen*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Hacker, Hanna (2002): Development Speak Speak Development. Gibt es eine feministische Kritik der EZA? In: *Frauensolidarität* 79, 9-11.
- Hacker, Hanna (2005): Sex – Gender – Development. Eine Einführung in Diskurse zu „Geschlecht“ und „Entwicklung“. In: Kolland, Franz/Gächter, August (Hg.): *Einführung in die Entwicklungssoziologie. Themen, Methoden, Analysen*. Wien: Mandelbaum, 191-213.
- Hacker, Hanna (2006): White Man’s Bedtime Stories. Zur Ökonomie von Geschlecht und Whiteness in Texten der Development-Kontaktliteratur. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 31 (4), 45-65.
- Hacker, Hanna (2007): Developmental Desire and/or Transnational Jouissance: Reformulating Sexual Subjectivities in Transcultural Contact Zones. In: Browne, Kath/Lim, Jason/Brown, Gavin (Hg.): *Geographies of Sexualities. Theory, Practices and Politics*. Aldershot: Ashgate, 69-79.
- Hacker, Hanna (2012): Ausbruch in Schweiß. Erinnerungen an Körper in Entwicklungshelfer_innen-Memoiren. In: Hacker, Hanna (Hg.): *Queer Entwickeln. Feministische und postkoloniale Ansätze*. Wien: Mandelbaum, 70-94.
- Harcourt, Wendy (2009): *Body Politics in Development. Critical debates in gender and development*. London/New York: Zed Books.
- IDS (2005): *Realising Sexual Rights Event: International Workshop 2005*. www.ids.ac.uk/events/realising-sexual-rights-event-international-workshop-2005, 27.5.2012.
- IDS (2008a): *Sexuality and the Development Industry Workshop Report*. www.ids.ac.uk/go/idspublication/sexuality-and-the-development-industry, 27.5.2012.
- IDS (2008b): *Sexuality and the Development Industry Workshop*. www.ids.ac.uk/go/news/sexuality-and-the-development-industry-workshop, 27.5.2012.

- IDS (o.J. a): Queering Development Seminar Series 2000–2001. Challenging Dominant Models of Sexuality in Development. www.ids.ac.uk/go/events/-queering-development-seminar-series-2000-2001, 27.5.2012.
- IDS (o.J. b): Sexuality and Development. www.ids.ac.uk/idsproject/sexuality-and-development, 27.5.2012.
- IDS (o.J. c): Sexuality and Development Programme (2007-11). www.ids.ac.uk/go/idsproject/sexuality-and-development-programme, 25.2.2013.
- Ilkcaracan, Pinar/Jolly, Susie (2007a): Cutting Edge Pack „Gender & Sexuality“. Overview Report. Sussex: BRIDGE, IDS.
- Ilkcaracan, Pinar/Jolly, Susie (2007b): Cutting Edge Pack „Gender & Sexuality“. Supporting Resources Collection. Sussex: BRIDGE, IDS.
- Jolly, Susie (2000): „Queering“ Development: Exploring the links between same-sex sexualities, gender, and development. In: *Gender and Development* 8 (1), 78-88.
- Jolly, Susie (2002a): Gender and Cultural Change. Overview Report. Sussex: IDS.
- Jolly, Susie (2002b): Gender and Cultural Change. Supporting Resources Collection. Sussex: IDS.
- Jolly, Susie (2010): Why the Development Industry Should Get Over its Obsession with Bad Sex and Start to Think About Pleasure. In: Lind, Amy (Hg.): *Development, Sexual Rights and Global Governance*. London/New York: Routledge, 23-38.
- Kleitiz, Gilles (2000): Why is development work so straight? www.ids.ac.uk/files/dmfile/whystraight.pdf, 27.5.2012.
- Klugman, Barbara /Sutherland, Carla (2011): Finding Common Ground: Towards a participatory approach to strategy development, evaluation and learning. Präsentation bei der Konferenz „African Same Sex Sexualities and Gender Diversity“, Pretoria, 13.-16. Februar 2011. http://asssgd.org.za/?page_id=8, 27.5.2012.
- Lechner, Isabelle (2012): Internationale Gemeinschaft zunehmend gespalten. In: *DieStandard*, 29.3.2012. <http://diestandard.at/1332324047116/Frauenrechte-Internationale-Gemeinschaft-zunehmend-gespalten>, 27.5.2012.
- Levine, Philippa (Hg., 2004): *Gender and Empire*. Oxford: Oxford University Press.
- Lind, Amy (Hg., 2010): *Development, Sexual Rights and Global Governance*. Milton Park/New York: Routledge.
- Lind, Amy/Share, Jessica (2003): Queering Development: Institutionalized Heterosexuality in Development Theory, Practice and Politics in Latin America. In: Bhavnani, Kum-Kum/Foran, John/Kurian, Priya (Hg.): *Feminist Futures. Re-imagining Women, Culture and Development*. London/New York: Zed Books, 55-73.
- Manalansan, Martin F. (2006): Queer Intersections. Sexuality and gender in migration studies. In: *The International Migration Review* 40 (1), 224-249.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York/London: Routledge.

- Negroni, François de (1992): L'aide contre le développement. In: Negroni, François de (Hg.): Afrique Fantasme. Paris: Plon, 213-236.
- Sachs, Wolfgang (Hg., 1992): The Development Dictionary. A Guide to Knowledge and Power. London: Zed Books.
- Sauer, Arn/Heckemeyer, Karolin (2011): Sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität in der internationalen Menschenrechts- und Entwicklungszusammenarbeit. In: Peripherie 31 (121), 52-69.
- Stoler, Ann Laura (1995): Race and the education of desire. Foucault's „History of sexuality“ and the colonial order of things. Durham: Duke University Press.
- UN – United Nation (2011): UN issues first report on human rights of gay and lesbian people, 15.12.2011. www.un.org/apps/news/story.asp?NewsID=40743, 27.5.2012.
- Vries, Pieter de (2007): Don't Compromise Your Desire for Development! A Lacanian/Deleuzian rethinking of the anti-politics machine. In: Third World Quarterly 28 (1), 25-43.
- WHO (o.J.): Sexual and reproductive health. www.who.int/reproductivehealth/topics/gender_rights/sexual_health/en/, 27.5.2012.
- Yogyakarta Principles (2006): Yogyakarta Principles on the application of international human rights law in relation to sexual orientation and gender identity. www.yogyakartaprinciples.org, 14.6.2012.

Abstracts

Der Beitrag geht der Frage nach, wie das Thema Sexualität seinen Weg in die Entwicklungspolitik und -praxis fand und wie über die Geschichte der Überkeuzungen von ‚Sex‘ und ‚Entwicklung‘ gesprochen wird. Weiters wird eruiert, welche Meister_innenerzählung sich hierzu etabliert haben und wie ihre relevantesten Akteur_innen argumentieren. Ein Schwerpunkt dieser kritischen Rekonstruktion liegt dabei auf den so genannten ‚sexy‘ Strategien des *pleasure approach*, wie er seit einigen Jahren in Teilen der Entwicklungszusammenarbeit diskutiert wird. „Who needs [gender] when they can have [sex]?“ rückt hier feministische und antikoloniale Überlegungen ins Zentrum und formuliert einige kritische Thesen zum problematischen, bislang sehr wenig reflektierten Status von Gewalt und Begehren im *pleasure*-Ansatz.

This article raises the question of how the topic of sexuality has entered development thought and policies and in what ways there is talk of intersections between ‘sex’ and ‘development’. What kind of master narrative has been established here? What are the main lines of argumentation that some of their most relevant narrators present? A focus of this critical reconstruction is on, so to speak, ‘sexy’ strategies, as recently elaborated by the so-called pleasure approach and under discussion in parts of the development cooperation landscape. “Who needs [gender] when they can have [sex]?” puts an emphasis on feminist and anticolonial concepts and presents several critical theses on the not unproblematic, though still rarely problematised, status of violence and desire within the ‘pleasure approach’.

Hanna Hacker

Institut für Internationale Entwicklung, Universität Wien

hanna.hacker@univie.ac.at

CHRISTINE M. KLAPEER

**Sexuelle Rechte als befähigende Verletzungen:
Ambivalenzen einer Politik und Sprache der sexuellen
(Menschen-)Rechte im Entwicklungskontext**

„[I]t is important to create a favorable environment in which every individual enjoys all sexual rights and can take an active part in the development.“ (SIDA 2010: 1)

Dieses Zitat stammt aus einer im Jahr 2010 von der schwedischen Entwicklungsagentur (SIDA) herausgegebenen Broschüre, in der sie unter dem Titel *Sexual Rights For All* die Förderung sexueller Rechte zu einem zentralen Ziel ihrer Entwicklungszusammenarbeit erklärt. Die SIDA bekräftigt darin die entwicklungspolitische Notwendigkeit, bisherige Engführungen in der Definition von sexuellen und reproduktiven Rechten in der Entwicklungszusammenarbeit zu überwinden. Konkret wird insbesondere die Favorisierung von reproduktiven und gesundheitlichen Aspekten von (weiblicher) (Hetero-) Sexualität gegenüber dem Recht auf sexuelles Vergnügen, der Thematisierung der sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen von sexueller Selbstbestimmung sowie der Nicht-Diskriminierung von lesbischen, schwulen, bisexuellen und transgender-Personen kritisiert (SIDA 2010: 4) – letztere werden in internationalen Dokumenten häufig mit LGBTs bezeichnet, eine Abkürzung für *Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender*. Für die SIDA inkludiert die Förderung sexueller Rechte demnach „aspects of pleasure, love, free choice, bodily integrity and sexual identity“ mit dem Ziel, „pleasurable and safe sexual experiences, free from coercion, discrimination and violence“ für alle zu ermöglichen (SIDA 2010: 4; Samelius/Wägberg 2005).

In der Konsequenz weitete die SIDA ihr Konzept von reproduktiven und sexuellen Rechten auf (einige) Forderungen aus, die seit Jahren im Rahmen feministischer, LGBTIQ¹- und AIDS/HIV-aktivistischer Bewegungen, inter/transnationaler Foren und (UN-)Konferenzen sowie theoretischer Auseinandersetzungen diskutiert werden (Petchesky 1995; Girard

2007; Corrêa et al. 2008). Aufgrund der „flexible protean nature“ des Konzepts der sexuellen Rechte ist der Zusammenhang zwischen Sexualität, Menschenrechten und Entwicklung jedoch auch innerhalb internationaler Auseinandersetzungen nach wie vor höchst umstritten und nicht eindeutig bestimmt (Roseman/Miller 2011: 323). Dies betrifft insbesondere das Recht auf ‚sexuelles Vergnügen‘ sowie die Inklusion von LGBTIQs bzw. Fragen von nicht-normativen Trans*/Gender Identitäten und/oder sexueller Orientierung (Roseman/Miller 2011; Oriel 2005). Insofern ist auch nicht eindeutig geklärt, inwieweit die Förderung von sexuellen Rechten in dieser erweiterten Definition als Teil des so genannten *Human Rights-Based Approach* gelten und umgesetzt werden muss oder soll, auch wenn etwa die SIDA, der Ausschuss für Entwicklung des Europäischen Parlaments, einige anerkannte internationale Menschenrechts- und LGBTIQ-Organisationen sowie das diskursprägende *Institute of Development Studies* der University of Sussex eindeutig dafür plädieren. Das Konzept der sexuellen Rechte und seine Fest- und Einschreibung in inter-/transnationale Rechts-, Politik- und Organisationsstrukturen wird jedoch auch innerhalb postkolonialer, feministischer, LGBTIQ- und AIDS/HIV-aktivistischer Theorie- und Bewegungskontexte nicht unkritisch bejaht und ausschließlich als ‚progressive‘ Entwicklung bewertet. (Entwicklungspolitische) Forderungen nach der Durchsetzung von sexuellen (Menschen-)Rechten (nur) im globalen Süden werden dabei besonders in ihrer Verstrickung mit ungleichen epistemischen und materiellen (Gewalt-)Verhältnissen sowie dem Fortwirken kolonialer und ‚zivilisationsmissionarischer‘ Diskurse problematisiert (Stychin 2004; Sharma 2008; Thoreson 2009; Waites 2009; Lind 2010b; Siddiqi 2011; Roseman/Miller 2011; Cruz-Malavé/Manalansan IV 2002).

Im folgenden Beitrag möchte ich nun vor allem diese (zentrismus-)kritischen Diskursstränge aus den interdisziplinären Feldern der Queer Studies, Postcolonial (Queer) Studies und der Legal Gender/Queer Studies für eine kritische Entwicklungsforschung nutzbar machen und mit Bezugnahme auf einige bereits existierende entwicklungsbezogene Analysen (Hacker 2012a, 2012b, 2012c; Lind 2010b; Sharma 2008) erweitern und fortführen. Der Beitrag intendiert folglich eine Dechiffrierung und kritische Auseinandersetzung mit einigen, aus meiner Sicht problematischen, philosophischen und politischen Setzungen, die der Verwendung und Implementierung eines erweiterten Konzepts der sexuellen Rechte in der Entwicklungszu-

sammenarbeit zugrunde liegen. Im Rekurs auf postkoloniale Erkenntnisse zur Interdependenz von modernen Sexualitäts-, Rassen- und Geschlechterdiskursen werde ich diskutieren, welche Deutungen von Sexualität, Begehren und Menschsein in diesem Kontext zirkulieren und inwieweit hier (rassialisierte) Vorstellungen von der Notwendigkeit einer ‚sexuellen Entwicklung‘ der vermeintlich ‚devianteren‘ oder in ‚Traditionen‘ verhafteten ‚Anderen‘ aufgebrochen oder eher bestätigt werden (McClintock 1995; Stoler 2003; Nnaemeka 2005). Basierend auf Annahmen von postkolonialen und queeren Ansätzen, dass das Hegemoniale niemals vollständig durchgesetzt werden kann (Bhabha 2004; Spivak 2004; Kapoor 2008), werde ich am Ende des Beitrages auch die widersprüchlichen Dynamiken und ambivalenten Gleichzeitigkeiten von Ermächtigung, Normierung und der Möglichkeit der (subversiven) Aneignung einer Politik und Sprache der sexuellen Rechte kritisch in den Blick nehmen. Insofern liegt diesem Beitrag auch die erkenntnistheoretische Intention zugrunde, in dem von ungleichen Herrschaftsverhältnissen durchzogenen und gleichzeitig dadurch konstituierten Feld ‚Entwicklung‘, das Aufzeigen und Arbeiten mit dieser Gleichzeitigkeit von unlösbaren Ambivalenzen als eine Form der kritischen und transformativen Theoriebildung zu sehen. Derart kann insbesondere die Brüchigkeit und Hybridität hegemonialer Diskurse und Praxen und damit auch Möglichkeiten des Widerstandes im Kontext einer Analyse von bestehenden, ungleichen Herrschaftsverhältnissen untersucht werden.

I. Globalisierte sexuelle (Rechts-)Subjekte: Zur Problematik einer transkulturellen Re-Naturalisierung von Sexualität

„[T]he very notion of a foundational sexual subject is an effect of a history of power rather than of desire.“
(Elizabeth A. Povinelli/George Chauncey 1999: 444)

Die SIDA und andere (private) Entwicklungsorganisationen und Stiftungen – wie etwa die niederländische Organisation HIVOS, die ASTREA Foundation oder Mama Cash – ebenso wie theoretische Arbeiten, die sich für die Implementierung eines erweiterten Ansatzes der sexuellen Rechte in der Entwicklungszusammenarbeit einsetzen, rekurrieren in ihren Defi-

nitionen von sexuellen Rechten mehrheitlich auf ein heterogenes Bündel an internationalen Dokumenten, Deklarationen und Statements. In ihnen werden sexuelle Rechte entweder explizit oder implizit – unter anderem in Form des Rechts auf sexuelle Gesundheit und Integrität – als Menschenrechte festgelegt bzw. in diesem Kontext verortet (SIDA 2010; Samelius/Wågberg 2005; Corrêa/Jolly 2008; Sheill 2008). Zu den wichtigsten Referenzdokumenten zählen unter anderem die Ausführungen der *Beijing Declaration and Platform for Action* (UN 1995) zum Recht von Frauen auf sexuelle und reproduktive Gesundheit und Selbstbestimmung, die *Universal Declaration of Sexual Rights* (WAS 1999), die Definitionen einer Expert*innengruppe der WHO zu sexueller Gesundheit (WHO 2006), die Erklärung zu *Sexual Rights* der International Planned Parenthood Federation (IPPF 2006) sowie zum Teil auch die so genannten *Yogyakarta Principles* (2006), einer Ausbuchstabierung der Menschenrechte in Bezug auf sexuelle Orientierung und Genderidentität(en).

Auch wenn diese Dokumente aus jeweils sehr unterschiedlichen (bewegungs-)politischen und institutionellen Kontexten stammen, weisen sie dennoch eine zentrale Gemeinsamkeit auf: Sexuelle Rechte bzw. das Recht auf sexuelle Gesundheit und Integrität werden darin in Bezugnahme auf naturrechtliche Begründungsschemata als unteilbare und universalistische Menschenrechte definiert, welche der „Freiheit, der Würde und Gleichheit aller Menschen“ inhärent sind (SIDA 2010: 4, Übers. CK; vgl. Kapoor 2008). Diese naturrechtliche Begründung identifiziert Gayatri Spivak (2004: 528ff) jedoch auch als eine Kernproblematik (transnationaler) Menschenrechtspolitik, da de-privilegierten Gruppen vor dem Hintergrund geopolitischer und historisch gewachsener Machtasymmetrien letztlich immer *nachträglich* den Beweis erbringen müssten, „that we are born free“, um damit einen ‚natürlichen‘ (im Sinne des Naturrechts) Anspruch auf die geforderten (sexuellen) Menschenrechte begründen zu können. Spivak (ebd.) weist in diesem Kontext daher auch auf die „begged question of nature as the ground of rights“ und macht deutlich, dass der Zugang zum und das Recht auf das ‚Menschsein‘ historisch und aktuell immer noch ungleich verteilt ist/war. Der ‚Mensch‘ der Menschenrechte existiert damit keineswegs ‚vor dem Recht‘ bzw. vor seiner Artikulation, sondern muss als höchst umkämpftes Produkt politischer Kämpfe und Aushandlungen erschaffen und anerkannt werden (vgl. Butler 2004;

Douzinas 2002). Dieser transhistorischen und transkulturellen Setzung naturrechtlicher Axiome im Rahmen internationaler Menschenrechtsdiskussionen kommt im Zusammenhang mit einer Politik und Sprache der sexuellen Rechte eine besondere Relevanz zu: Der Anspruch und die Legitimität sexueller Rechte wird mit einer transkulturellen (Re-)Naturalisierung von Sexualität begründet und Sexualität dermaßen zum – wie es etwa in der Deklaration der International Planned Parenthood Federation (IPPF 2006: v) heißt – „integral part of the personhood of every human being in all societies“ erklärt. Sexualität erscheint in dieser „naturalised story“ damit auch als „innate sexual drive [...] integral to the status of being human [...], which seeks gratification through sexual activity“ (ICHRP 2009: 18; vgl. Richardson 2000: 108). Im Zusammenhang mit internationalen Diskussionen um die Legitimierung und Forderung nach sexuellen Rechten ist daher auch eine zunehmende bzw. wiederkehrende ‚Biologisierung‘ bzw. Essenzialisierung von Sexualität als „predetermined“ und als „a natural or essential basis for sexual identities“ zu beobachten (Richardson 2000: 118).

Wenn alle einvernehmlichen Formen der Sexualität zwischen Erwachsenen jedoch als gleichberechtigte Ausdruckweisen eines präeterminierten, sexuellen Begehrens und als individuelle und ‚natürliche‘ Eigenschaften von Personen anerkannt werden (sollen), bleiben hier freilich die gewalt- und machtbezogenen soziokulturellen und ökonomischen (Konstitutions-)Bedingungen von Sexualität/skonstruktionen sowie ihre Verwobenheit mit kolonialen, rassialisierten und heteronormativen (Geschlechter-)Diskursen und Praxen des *othering* unterbelichtet. Das „proper model for all human sexuality“ ebenso wie Vorstellungen von ‚sexuellem Vergnügen‘ oder ‚sexueller Selbstbestimmung‘ sind vor diesem Hintergrund folglich auch nicht ‚neutral‘, sondern eingebettet in historische Konstruktionen von der ‚richtigen‘ Sexualität als ‚weiß‘, heterosexuell und phallogozentrisch (Thomas 2007: 9ff; McClintock 1995; Stoler 2003; Hacker 2012b; Oriel 2005; Sharma 2008). Eine Problematik liegt somit auch darin, dass sexuelle Rechte in dieser universalistischen und naturalisierenden Auslegung sowohl „individuals without names and identities“ als auch „the most conventional and privileged [ones]“ inkludieren (sollen), ohne die jeweiligen (ungleichen oder gewaltvollen) Konstitutionsbedingungen sexueller Subjektivitäten und Begehrensformen in den Blick zu nehmen (Miller/Vance 2004: 8). Jaya Sharma spricht in ihrer Kritik an

der Verwendung einer Sprache und Politik der sexuellen Rechte in indischen ‚Entwicklungsprojekten‘ von einer „oversimplification of power relations“, in der die Interdependenz von globalen und lokalen Strukturen der (ökonomischen) Ungleichheit entlang von Gender, ‚Race‘, Sexualität und Klasse völlig unterbelichtet bleibt (Sharma 2008: 72). Durch universalistische Setzungen in Bezug auf menschliche Sexualität(en) werden im Kontext aktueller Diskussionen und Definitionen von sexuellen Rechten jedoch gerade „disembodied and decontextualized subject[s] of rights“ konstruiert und somit die Einbettung des Konzepts einer *human person who bears rights* in ein historisches Archiv von Kolonialismus und Heteronormativität sowie dessen Konfigurierung im Kontext fortwirkender epistemischer und materieller Ungleichheitsverhältnisse unsichtbar gemacht (Povinelli/Chauncey 1999: 440).

2. Sexuelles Unrecht ‚wegentwickeln‘: Zum prekären Verhältnis von Sexualität, Menschenrechten und ‚Entwicklung‘

„[H]uman rights are never sufficient.
Which alone suffices to remind us that they are not natural.
They have a history – one that is recent, complex, and unfinished.“
(Jacques Derrida 2003: 133f)

Versuche der Implementierung eines erweiterten Ansatzes der sexuellen Rechte in eine Politik und Praxis der Entwicklungszusammenarbeit stehen folglich auch nicht jenseits eines kolonialen und rassialisierten Sexualitätsarchivs, sondern sind implizierter Teil seiner Genealogie – auch wenn es sehr wohl widerständige oder subversive Aneignungspraxen gibt/gab. Das Feld der Sexualität ist damit, wie dies auch Andil Gosine (2009), Amy Lind (2010b) oder Hanna Hacker (2012b) in ihren Arbeiten gezeigt haben, kein ‚unschuldig‘ oder ‚neues‘ Feld innerhalb von ‚Entwicklung‘, sondern die ‚Problematisierung‘ und ‚Organisierung‘ nicht-‚westlicher‘ Sexualität und/oder (sexueller) Devianz als Kennzeichen jener, die es zu ‚entwickeln‘ gilt, stand immer schon im Zentrum jeglicher entwicklungspolitischer Anstrengungen. „Development programmes [...] were premised on the idea that the sexualities of the peoples of the global South were dangerous, and that adoption

of Euro-American forms of sexual regulation was necessary to contain and modernize these dangerous habits. [...] The longstanding preoccupation with the reproductivity of ‚Third World women‘ in family planning and population control projects, and the more recent turn of attention to sex workers and MSM in HIV and AIDS programmes [...] provide some demonstrations of how anxieties about sex worked with and through tropes of ‚race‘, gender and class, [...] such that they fulfil colonial imperatives“ (Gosine 2009: 26ff).

Die prekäre Verstrickung von Sexualität, Entwicklung und kolonialen Repräsentationssystemen zeigt sich demnach auch explizit in der Art, wie innerhalb eines *development speak* über sexuelle (Menschen-)Rechte gesprochen wird: Entlang einer geopolitischen Trennung und auf der Basis eines „social and spatial distancing [...] between the colonized/recipients of development intervention and colonizers/development workers“ gilt es, den ‚weniger entwickelten‘ Personen sexuelle (und reproduktive) Rechte zu vermitteln. Diese ‚Sensibilisierung‘ geschieht mithilfe gezielter ‚Entwicklungshilfe‘-Workshops oder *Awareness*-Programme oder – wie beispielsweise im Fall Uganda – der Drohung, die Entwicklungszusammenarbeit zu beenden (Kothari 2006: 236ff; vgl. Mohanty 1984; Parpart 1995; Hacker 2012b; Lind 2010b; Khanna 2011). Dieser Diskurs des geopolitischen und zeitlichen *distancing* und *othering* lässt sich aktuell auch insbesondere in jenen entwicklungspolitischen Diskussionen nachverfolgen, die sich anlässlich der Ankündigung des britischen Premierministers David Cameron, die Vergabe von *aid* an die *gay friendliness* des ‚Partnerlandes‘ binden zu wollen, international entzündeten (Khanna 2011; Rao 2012). In dieser Auseinandersetzung blieb nicht nur die koloniale Genealogie von Anti-Sodomiegesetzen völlig ausgeblendet, sondern es reproduzierte sich auch eine Fortschrittserzählung über sexuelle Entwicklungsstufen. Eine freie, selbst gewählte und ‚moderne‘ (Liebes-)Partner*innenschaft respektive Sexualität erscheint darin für LGBTs als Entwicklungsziel, welches geopolitisch im ‚modernen Westen‘ verortet ist und im ‚traditionellen Rest‘ noch erreicht werden muss. Rahul Rao spricht vor dem Hintergrund dieser Diskussionen daher auch von einem „contemporary rerun of the civilising mission [...] [where] [...] the spectre of the erstwhile imperial power and its white dominions berating the black and brown Commonwealth for its backwardness“ (Rao 2012).

Die beschriebene Dichotomie zwischen einem ‚sexuell entwickelten Westen‘ und einem sexuell weniger entwickelten ‚Rest‘ basiert dabei nicht nur auf rassialisierten und kolonialen Deutungs- und Repräsentationssystemen, sondern folgt auch einem modernisierungstheoretischen „developmental narrative“ sowie zivilisatorischen und sexuellen Befreiungsdiskursen, in welchen ‚sexuelle Entwicklung‘ gerade als ein exogen angestoßener oder ‚unterstützter‘ Prozess erscheint (Cruz-Malavé/Manalansan IV 2002: 5f). Insofern liegt die Problematik einer Politik und Sprache der sexuellen Rechte weniger in einem vielfach konstatierten (vermeintlichen) Widerspruch zwischen einem als progressiv aufgefassten ‚Universalismus‘ (sexueller Menschenrechte) und einem (kulturellen) ‚Partikularismus‘. Vielmehr ist es gerade mit der Widersprüchlichkeit universalistischer Menschenrechtspolitik selbst möglich, „[to] combine a universalist façade with discriminatory and imperialistic practices“ (Jouannet 2007: 382). „[T]he project of governing and transforming non-European peoples“ – gestützt durch zivilisationsmissionarische und rassialisierte Annahmen über die ‚mangelhaften‘ politischen und rechtlichen Strukturen nicht-europäischer, nicht-westlicher ‚Anderen‘ – war daher immer schon impliziter Teil universalistischer Menschenrechtskonzepte und findet sich auch in aktuellen sexuellen Rechtsdiskursen und -politiken wieder (Anghie 2006: 739; Jouannet 2007). Gayatri Spivak (2004: 563) problematisiert im Kontext einer globalisierten Menschenrechtspolitik die dadurch produzierte Spaltung „between those who right wrongs and those who are wronged“, denn „Human Rights‘ is not only about having or claiming a right or a set of rights; it is also about righting wrongs, about being the dispenser of these rights. The idea of human rights, in other words, may carry within itself the agenda of a kind of social Darwinism – the fittest must shoulder the burden of righting the wrongs of the unfit [...]“ (ebd.: 523f).

Spivak kritisiert am Konzept der Menschenrechte also weniger dessen eurozentrische Genealogie, sondern dessen neokoloniale Instrumentalisierung und damit der Fortschreibung einer dichotomen Spaltung, welche den Menschen im globalen Norden sowie den entsprechend ‚ausgebildeten‘ Eliten des globalen Südens ein mehr an politischer oder in diesem Fall sexueller Handlungsfähigkeit zuspricht (Spivak 2004). Handlungsfähigkeit erwächst in diesem Diskurs der Spaltung aber ausschließlich aus der Annahme und Reproduktion eines (europäischen) naturrechtlich begrün-

deten „Denken[s] in Rechten“, das vor dem Hintergrund einer „evolutionären Fortschrittsideologie“ die ‚rechtsdenkenden Expert*innen‘ zu privilegierten Richter*innen von Unrecht erklärt, während alle anderen zu „EmpfängerInnen einer advokatorisch betriebenen Menschenrechtspolitik fortwährend als Opfer von Menschenunrechten objektiviert werden“ (Ehrmann 2009: 90f; Miller/Vance 2004).

„Righting wrongs“ nimmt also gewissermaßen bereits vorweg, was erreicht bzw. ‚entwickelt‘ werden soll, nämlich „sensibilisierte‘ und ‚empowerte‘ Subjekte, die das Machbare begehren, und nicht etwas anderes“ (Hacker 2012b: 98). Spivak weist somit auf die konstitutive Bedeutung der Herausbildung einer übergreifenden ‚Klasse‘ von Menschenrechtsexpert*innen – (auch) in und durch Formen der Entwicklungszusammenarbeit – hin, in welcher bestimmte „native informants“ eine Politik des „righting wrongs“ gerade auf eine neue Art legitimieren und hervorbringen (Spivak 2004: 526ff; Massad 2007: 38ff). Ein „Problem“ für die Geber*innen intelligible und überzeugend darzustellen, um in Folge Aid für ein Projekt zu erhalten, verlange demnach, so Spivak, dass diese Klasse von „native informants“ eine Form der epistemischen Kontinuität mit diesem ‚spalterischen‘ Menschenrechtsdiskurs demonstriert (Spivak 2004: 527). Wenn also menschenrechtsbasierte Entwicklungszusammenarbeit auch im Kontext der Artikulation, (Ein-)Forderung oder ‚Entwicklung‘ von sexuellen Rechten auf den Status von Expert*innen aufbaut, welche in einer „safe distance“ (Sharma 2008: 69) über die (zu erreichenden) sexuellen Rechte der ‚Anderen‘ sprechen, wird hier freilich eine insbesondere für das Projekt und die Idee der Entwicklung konstitutive Position des *development expert* und seiner*ihrer „authority“ auf eine neue Weise eingesetzt (Kothari 2005).

Insofern impliziert der sexuelle (Menschen-)Rechtsdiskurs auch ein (neues) gouvernementales Moment der Diskurskontrolle und -regulierung, da er die Sprache der sexuellen Rechte zum „new normal“ erklärt, entlang dessen das Verhältnis von Sexualität(en) zu Gewalt, Diskriminierung oder eben auch sexuellem Vergnügen, Autonomie und Selbstbestimmung verhandelt und benannt werden muss (Roseman/Miller 2011: 318; Sokhi-Bulley 2011). Andere (dissidentere) Formen der Kritik und Diskursivierung – etwa solche, die sich nicht auf Menschenrechte und die im vorigen Abschnitt diskutierten Dokumente beziehen – erscheinen dann

als nicht intelligibel. Kritiker*innen sprechen in diesem Zusammenhang auch von einem anti-aktivistischen Effekt (sexueller) Menschenrechtspolitik im Entwicklungskontext, weil „[t]his cycle of identifying and applying for funding“ radikalere oder progressivere Gruppen abhält „from reacting to political emergencies and from deploying strategies and tactics proactively“ (Currier 2010: 166). Wenn Slavoj Žižek hier von der Gefahr einer „depoliticized poetry of human rights“ (Žižek 1999) spricht, dann korreliert seine Kritik freilich mit der ‚alten‘ postdevelopmentalistischen Problematisierung von Entwicklung als „anti-politics machine“ (Ferguson 1994). Insofern stellt sich die Frage, inwieweit eine ‚technisierte‘ und ‚bürokratisierte‘ Einpassung von sexuellen Rechten in die Entwicklungszusammenarbeit gerade wiederum als „Vernichtung der Möglichkeit, in politischen Begriffen zu denken und zu sprechen“ analysiert werden kann bzw. zumindest diese problematischen *side-effects* mit sich bringt (Hacker 2012b: 97; vgl. Ferguson 1994; Kothari 2005).

3. (Zumindest) mehr queer(s)?

Zur befähigenden Verletzung von sexuellen Rechten

„As a black African woman from a poor country, I have made a proactive decision to say that I am part of development. According to the development industry, women like me are all heterosexual, living in villages, married, pregnant, with children, and so on. So I think it’s important for someone like me to say I’m part of development, in order to challenge those assumptions.“
(Stella Nyanzi in: IDS 2008: 8)

Kann aus den vorangegangenen Ausführungen aber nun abgeleitet werden, dass eine Politik und Sprache der sexuellen Rechte im Entwicklungskontext aus einer postkolonialen und/oder queeren Perspektive per se abzulehnen ist? Sonia Corrêa und Rosalind Petchesky betonten Anfang der 1990er Jahre die Notwendigkeit einer subversiven Aneignung und feministischen „reconstruct[ion]“ des Konzepts der sexuellen Rechte und damit die Möglichkeit seiner Herauslösung aus herrschaftszementierenden Bedeutungszusammenhängen (Corrêa/Petchesky 1994: 107). Diese Auffassung korreliert mit einer poststrukturalistischen Lesart von (sexu-

ellen) Menschenrechten, die sie nicht als vor-kulturelle Eigenschaften von Menschen denkt, sondern als performative Praxis und „operations of power [...] by which the ‚human‘ is constituted“ (Butler 2004: 13). Insofern steht hier weniger die Notwendigkeit einer ‚lückenlosen‘ Beweisführung entlang naturrechtlicher Begründungsschemata – also der von Spivak kritisierte „proof that we are born free“ – im Zentrum, sondern die Möglichkeit, Eingriffe und Umarbeitungen in den performativen Prozess der Hervorbringung jener ‚Menschen‘ vorzunehmen, die sich dann auf sexuelle Rechte beziehen können. Denn „[h]uman rights do not belong to humans and do not follow the dictates of humanity; they construct humans“ (Douzinas 2002: 445ff). Eine solche Deutung trägt auch jener postkolonialen Kritik Rechnung, die in der ständigen Betonung einer (unhintergehbaren) ‚westlichen‘ bzw. neo/kolonialen „authority“ und Deutungsmacht eine Unsichtbarmachung und diskursive Auslöschung von de-kolonisierenden Strategien der Aneignung, Umarbeitung und Prozessen der Hybridisierung ausmacht (Bhabha 2004: 121ff). Nach Homi Bhabha (2004: 123ff) liegt in jeder „authority“ auch stets eine Differenz, Ambivalenz und eine Form der „slippage“ und „disrupt[ion]“ des Dominanten selbst, „which [...] poses an immanent threat to both ‚normalized‘ knowledges and disciplinary powers“. Insofern muss die Integration von sexuellen Rechten in einen Entwicklungskontext „necessarily [as] a paradoxical process“ interpretiert werden, „one that is imbued with hegemonic as well with oppositional forms of knowledge, consciousness and experience“ (Lind 2010b: 7).

Besonders deutlich wird dies etwa in Versuchen, (internationale) Diskussionen und Definitionen von sexuellen Rechten kolonialismuskritisch zu re-kontextualisieren und damit auch in Prozessen des „hybridiz[ing]“ und „indigeniz[ing]“ partiell anzueignen und zu subvertieren (Currier 2010: 165; vgl. Cornwall et al. 2008; Lind 2010a; Tamale 2007). Im März 2012 betonten etwa LGBTIQ-Aktivist*innen im *African Statement* zum Report des Menschenrechtsausschuss der UN *on sexual orientation and gender identity* explizit den Zusammenhang zwischen der „oppression“ und „stigmatization“ von LGBTIQ-Personen in Afrikanischen Staaten und der kolonialen Genealogie einer Kriminalisierung von gleichgeschlechtlichem Sex zwischen Erwachsenen (ILGA 2012). Das Dokument wendet sich vor dem Hintergrund der internationalen Debatten um *Aid*-Konditionalitäten, aber auch explizit gegen neue Formen einer (neokolonialen) ‚zivili-

satorischen Entwicklungsmission', ohne dabei jedoch die Problematik der mangelnden Rechte und Anerkennung von LGBTIQ-Personen im jeweiligen nationalen/lokalen Kontext zu marginalisieren. Ashley Currier betont daher am Beispiel der in Südafrika beheimateten LGBTIQ-Organisation und Webseite-Betreiber*in Behind the Mask, dass es eine problematische Annahme sei, dass LGBTIQ-Aktivist*innen aus dem globalen Süden einfach nur ‚Opfer‘ einer ‚westlichen‘ Diskurs- und Geber*innenhegemonie seien (Currier 2010). Behind the Mask würden im Gegenteil und aufgrund der „financial necessity“ strategisch und kritisch-reflexiv mit den Anforderungen und Konditionen von Geber*innenorganisationen umgehen, aber auch die dadurch entstehenden Einschränkungen in Kauf nehmen (ebd.: 164f). Auch Sangeeta Budhiraja, Susana T. Fried und Alexandra Teixeira betonen im Kontext eines nepalesischen trans*Projektes die strategische und politische Bedeutung eines globalisierten sexuellen Rechtsdiskurses, „[because] engaging sexual rights frameworks has inspired a growing number of [development] initiatives to be inclusive of [...] people who claim recognized identities based on their sexual orientation and/or gender expression“ (Budhiraja et al. 2010: 140). Die mit einem erweiterten Konzept der sexuellen Rechte einhergehenden, verstärkten Sensibilisierungsversuche für nicht-normative Sexualitäten innerhalb der Entwicklungszusammenarbeit sowie die entsprechende Ausweitung der ‚Zielgruppen‘ unter anderem auf LGBTIQ-Projekte führt daher auch zu einem partiellen Zugewinn an Ressourcen und Handlungsfreiheit für (einige) Gruppen und Personen, die aufgrund des „straight path“ der „development industry“ lange Zeit marginalisiert und von Entwicklungsgeldern ausgeschlossen wurden (Jolly 2011; vgl. Currier 2010; Lind 2010b). Die Akquise von „foreign aid for their struggles“ kann daher implizieren, dass auf (einschränkende) *sexual rights frameworks* referiert werden muss (Lind 2010b: 1). Die dadurch gewonnenen Ressourcen können jedoch LGBTIQ-Gruppen und Organisationen dabei unterstützen, heteronormative Ungleichheitsstrukturen sowie neo/ koloniale Verhältnisse und Narrative auf trans/lokaler Ebene herauszufordern (Lind 2010b: 1). Ashley Currier spricht in diesem Kontext vom subversiven Potenzial einer maßgeblich von LGBTIQ-Bewegungen getragenen „sexual decolonization“, da hier sowohl koloniale als auch anti-koloniale Erzählungen über sexuelle und geschlechtliche Identitäten ‚der Anderen‘ durchbrochen und im Spannungsverhältnis zwischen lokalen,

nationalen und ‚westlichen‘ Regierungen, Geber*innenorganisationen und internationalen *Agencies* neu verhandelt werden (Currier 2012: 443). Wenn also die Integration eines erweiterten Ansatzes der sexuellen (Menschen-) Menschenrechte insbesondere zu einem partiellen *queering* von Entwicklung, Entwicklungsprogrammen und -projekten bzw. auch des Konzepts der reproduktiven Rechte führt und derart heteronormative Familien-, Beziehungs- und Sexualitätskonstruktionen tendenziell kritisch befragt werden, dann kann dies zumindest (einige) Subjekte auf eine begrenzte Weise ermächtigen sowie epistemische Selbstverständlichkeiten (nicht nur) innerhalb von Entwicklung vielleicht nachhaltig destabilisieren (vgl. Lind 2009; Lind 2010a; Jolly 2011).

Ich möchte deshalb am Ende dieses Beitrages vorschlagen, die Implementierung eines erweiterten sexuellen (Menschen-)Rechtsansatzes in Rekurs auf Gayatri Spivak (2004: 524) als eine Form der „enabling violation“ zu analysieren. Denn, wie sie betont, „[o]ne cannot write off the righting of wrongs. The enablement must be used even as the violation is renegotiated“ (ebd.). In Rekurs auf Spivak geht es somit um die Anerkennung der widersprüchlichen Implikationen von sexuellen (Menschen-)Rechten selbst – sie sind zwar entlang globaler Herrschaftsverhältnisse gewaltvoll und zwangsläufig verletzend, können aber dennoch befähigende Effekte freisetzen (ebd.). Im Kontext einer Implementierung eines erweiterten Konzepts der sexuellen Rechte in die Entwicklungszusammenarbeit erfordert diese Herangehensweise also eine permanente Auseinandersetzung mit der niemals eindeutig, sondern immer nur situativ und kontextuell zu beantwortenden Frage, „inwiefern die Befähigung mit einem Minimum an Verletzung gestärkt werden kann“ (Dhawan 2009: 56). Aus postkolonialer und queerer Perspektive folgt also trotz der vielen problematischen Setzungen und Widersprüche, die hier diskutiert wurden, nicht zwangsläufig die Zurückweisung eines (erweiterten) Konzepts der sexuellen Rechte, sondern im Gegenteil, die Anerkennung seiner notwendig paradoxen ‚Natur‘. Nach Wendy Brown impliziert eine Anerkennung dieses Paradoxons jedoch auch die Zurückweisung einer „progressive historiography“ und somit die Deutung von Transformationen und Veränderungen als nicht-linear und dialektisch (Brown 2000: 239f). Vielleicht liegt das politische Vermögen einer Politik der sexuellen (Menschen-)Rechte im Entwicklungskontext also in der Demonstration, dass (sexuelle) Gerech-

tigkeit, Freiheit oder ‚sexuelle Entwicklung‘ in und durch dieses *framework* gerade nicht erreicht werden kann, sich aber aus den brüchigen und widersprüchlichen Formen der Ermächtigung andere subversive „Nuklei“ (Escobar 1995), Formen des Widerstandes und der sexuellen De-kolonisierung bilden können.

- 1 Um die Vielfalt an nicht-normativen sexuellen und geschlechtlichen Identifikationen zu betonen, verwende ich die Abkürzung LGBTIQ. LGBTIQ inkludiert zum einen auch Intersex-Personen, zum anderen steht das Q auch für den Begriff Queer sowie für Questioning. Damit wird angezeigt, dass der Terminus LGBTI niemals die Vielzahl und historisch und geopolitisch höchst unterschiedlichen Formen und Existenzweisen von nicht-normativen sexuellen und geschlechtlichen Lebensweisen erfassen kann oder will und daher nur bedingt transnationalisiert werden kann. Grundsätzlich verweist das Q für Queer und Questioning daher auch auf den (politischen) Konstruktionscharakter aller sexuellen und geschlechtlichen Kategorisierungen und Bezeichnungen.

Literatur

- Anghie, Antony (2006): The Evolution of International Law. Colonial and postcolonial realities. In: *Third World Quarterly* 27 (5), 739-753.
- Bhabha, Homi K. (2004 [1994]): *The Location of Culture*. London/New York: Routledge.
- Brown, Wendy (2000): Suffering Rights as Paradoxes. In: *Constellations* 7 (2), 230-241.
- Budhiraja, Sangeeta/Fried, Susana T./Teixeira, Alexandra (2010): Spelling it Out. From alphabet soup to sexual rights and gender justice. In: Lind, Amy (Hg.): *Development, Sexual Rights and Global Governance*. New York: Routledge, 131-144.
- Butler, Judith (2004): *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg., 2008): *Development with a Body. Sexuality, Human Rights & Development*. London/New York: Zed Books.
- Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (2008): Development's encounters with sexuality. Essentialism and Beyond. In: Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg.): *Development with a Body. Sexuality, Human Rights & Development*. London/New York: Zed Books, 22-42
- Corrêa, Sonia/Petchesky, Rosalind (1994): Reproductive and Sexual Rights. A Feminist Perspective. In: Sen, Gita/Germain, Adrienne/Chen, Lincoln C. (Hg.): *Population Policies Reconsidered. Health, Empowerment and Rights*. Cambridge: Harvard University Press, 107-123.

- Corrêa, Sonia/Petchesky, Rosalind/Parker, Richard (2008): *Sexuality, Health and Human Rights*. New York: Routledge.
- Cruz-Malavé, Arnaldo/Manalansan IV, Martin F. (2002): *Dissident Sexualities/Alternative Globalisms*. In: Cruz-Malavé, Arnaldo/Manalansan IV, Martin F. (Hg.): *Queer Globalizations. Citizenship and the Afterlife of Colonialism*. New York: New York University Press, 1-10.
- Currier, Ashley (2010): *Behind the Mask. Developing LGBTI Visibility in Africa*. In: Lind, Amy (Hg.): *Development, Sexual Rights and Global Governance*. New York: Routledge, 155-168.
- Currier, Ashley (2012): *The Aftermath of Decolonization: Gender and Sexual Dissidence in Postindependence Namibia*. In: *Signs* 37 (2), 441-467.
- Derrida, Jacques (2003): *Autoimmunity. Real and Symbolic Suicides – A dialogue with Jacques Derrida*. In: Borradori, Giovanna (Hg.): *Philosophy in a Time of Terror. Dialogues with Jürgen Habermas and Jacques Derrida*. Chicago: University of Chicago Press, 85-136.
- Dhawan, Nikita (2009): *Zwischen Empire und Empower: Dekolonisierung und Demokratisierung*. In: *Femina Politica* 18 (2), 52-63.
- Douzinas, Costas (2002): *Critique and Comment. The End(s) Of Human Rights*. In: *Melbourne University Law Review* 16 (2), 445-465.
- Ehrmann, Jeanette (2009): *Traveling, Translating and Transplanting Human Rights. Zur Kritik der Menschenrechte aus postkolonial-feministischer Perspektive*. In: *Femina Politica* 18 (2), 84-95.
- Escobar, Arturo (1995): *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*. Princeton: Princeton University Press.
- Ferguson, James (1994): *The Anti-Politics Machine. Development, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Girard, Françoise (2007): *Negotiating Sexual Rights and Sexual Orientation at the UN*. In: Parker, Richard/Petchesky, Rosalind/Sember, Robert (Hg.): *SexPolitics. Reports from the Frontline*. <http://www.sxpolitics.org/frontlines/book/pdf/sxpolitics.pdf>, 20.6.2012.
- Gosine, Andil (2009): *Monster, Womb, MSM. The work of sex in international development*. In: *Development* 52 (1), 25-33.
- Hacker, Hanna (Hg., 2012a): *Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*. Wien: Mandelbaum.
- Hacker, Hanna (2012b): *Entwicklungsbegehren und/oder transnationales Genießen. Sexuelle Subjektivität im transkulturellen Raum*. In: Hacker, Hanna (Hg.): *Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*. Wien: Mandelbaum, 95-111.
- Hacker, Hanna (2012c): *Ohne Queeren: Keine Grenze. Without queering there is no border*. In: Hacker, Hanna (Hg.): *Queer entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*. Wien: Mandelbaum, 135-153.

- ICHRP – International Council on Human Rights Policy (2009): *Sexuality and Human Rights*. Discussion Paper, Geneva. http://www.ichrp.org/files/reports/47/137_web.pdf, 10.5.2012.
- ILGA – International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (2012): *African Statement following the High Commissioner for Human Rights' Report on Sexual Orientation and Gender identity*. 9th Human Rights Council 2012, Geneva. <http://ilga.org/ilga/en/article/nrbeklUIHk>, 2.7.2012.
- IDS – Institute of Development Studies (2008): *Sexuality and the Development Industry*. Sussex: Warwick Printing.
- IPPF – International Planned Parenthood Federation (2006): *Sexual Rights*. An IPPF Declaration. <http://ippf.org/resources/publications/sexual-rights-ippf-declaration>, 13.6.2012.
- Jolly, Susie (2011): *Why is development work so straight? Heteronormativity in the international development industry*. In: *Development in Practice* 21 (1), 18-28.
- Jouannet, Emmanuele (2007): *Universalism and Imperialism: The True-False Paradox of International Law?* In: *European Journal of International Law* 18 (3), 379-407.
- Kapoor, Ilan (2008): *The Postcolonial Politics of Development*. Oxon/New York: Routledge.
- Khanna, Akshay (2011): *Aid conditionality and the limits of a politics of sexuality*. <http://participationpower.wordpress.com/2011/10/31/aid-conditionality-and-the-limits-of-a-politics-of-sexuality>, 5.7.2012.
- Kothari, Uma (2005): *Authority and Expertise. The Professionalisation of International Development and the Ordering of Dissent*. In: *Antipode* 37 (3), 425-446.
- Kothari, Uma (2006): *Spatial practices and imaginaries. Experiences of colonial officers and development professionals*. In: *Singapore Journal of Tropical Geography* 27 (3), 235-253.
- Lind, Amy (2009): *Governing Intimacy, Struggling for Sexual Rights. Challenging Heteronormativity in the global Development Industry*. In: *Development* 52 (1), 34-42.
- Lind, Amy (Hg., 2010a): *Development, Sexual Rights and Global Governance*. New York: Routledge.
- Lind, Amy (2010b): *Introduction. Development, global governance, and sexual subjectivities*. In: Lind, Amy (Hg.): *Development, Sexual Rights and Global Governance*. New York: Routledge, 1-19.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- Massad, Joseph Andoni (2007): *Desiring Arabs*. Chicago: University of Chicago Press.
- Miller, Alice M./Vance, Carole S. (2004): *Sexuality, Human Rights, and Health*. In: *Health and Human Rights* 7 (2), 5-15.
- Mohanty, Chandra Talpade (1984): *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourse*. In: *Boundary* 2 (3), 333-358.

- Nnaemeka, Obioma (2005): Bodies that don't Matter. Black Bodies and the European Gaze. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast, 90-104.
- Oriel, Jennifer (2005): Sexual Pleasure as a Human Right: Harmful or helpful to women in the context of HIV/AIDS. In: *Women's Studies International Forum* 28 (4), 392-404.
- Parpart, Jane L. (1995): Deconstructing the Development 'Expert'. Gender, Development and the 'vulnerable groups'. In: Marchand, Marianne H./Parpart, Jane L. (Hg.): *Feminism, Postmodernism, Development*. New York: Routledge, 221-243.
- Petchesky, Rosalind P. (1995): From population control to reproductive rights. Feminist fault lines. In: *Reproductive Health Matters* 3 (6), 152-161.
- Povinelli, Elizabeth A./Chauncey, George (1999): Thinking Sexuality Transnationally. An Introduction. In: *GLQ – A Journal of Lesbian and Gay Studies* 5 (4), 439-450.
- Rao, Rahul (2012): On 'gay conditionality', imperial power and queer liberation. <http://kafila.org/2012/01/01/on-gay-conditionality-imperial-power-and-queer-liberation-rahul-rao>, 3.7.2012.
- Richardson, Diane (2000): Constructing Sexual Citizenship. Theorizing Sexual Rights. In: *Critical Social Policy* 20 (1), 105-135.
- Roseman, Mindy Jane/Miller, Alice M. (2011): Normalizing Sex and its Discontents. Establishing Sexual Rights in International Law. In: *Harvard Journal of Law and Gender* 34 (2), 313-375.
- Samelius, Lotta/Wägberg, Erik (2005): *Sexual Orientation and Gender Identity Issues in Development. A Study of Policy and Administration*. Stockholm: SIDA.
- Sharma, Jaya (2008): The language of rights. In: Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg.): *Development with a Body. Sexuality, Human Rights and Development*, London: Zed Books, 67-76.
- SIDA – Swedish International Development Cooperation Agency (2010): *Sexual Rights for All*. http://www.sida.se/Global/About%20Sida/S%C3%A5%20arbetar%20vi/Sexual%20Rights%20for%20All_webb.pdf, 20.6.2012.
- Siddiqi, Dina M. (2011): Sexuality, rights and personhood. Tensions in a transnational world. In: *BMC – International Health and Human Rights* 11 (3). <http://www.biomedcentral.com/1472-698X/11/S3/S5>, 13.5.2012.
- Sheill, Kate (2008): Sexual rights are human rights. In: Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg.): *Development with a Body. Sexuality, Human Rights & Development*. London/New York: Zed Books, 45-53.
- Sokhi-Bulley, Bal (2011): Governing (Through) Rights: Statistics as Technologies of Governmentality. In: *Social Legal Studies* 20 (2), 139-155.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2004): Righting Wrongs. In: *South Atlantic Quarterly* 103 (2/3), 523-581.

- Stoler, Ann Laura (2003): *Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule*. Berkely: University of California Press.
- Stychin, Carl F. (2004): *Same-Sex Sexualities and the Globalization of Human Rights Discourse*. In: *McGill Law Journal* 49, 951-968.
- Tamale, Sylvia (2007): *The Right to Culture and the Culture of Rights. A Critical Perspective on Women's Sexual Rights in Africa*. In: Zia, Adili/Kahora, Billy (Hg.): *Sex Matters*. Naivasha: Urgent Action Fund, 149-164.
- Thomas, Greg (2007): *The Sexual Demon of Colonial Power. Pan-African Embodiment and Erotic Schemes of Empire*. Bloomington: Indiana University Press.
- Thoreson, Ryan Richard (2009): *Queering Human Rights. The Yogyakarta Principles and the Norm That Dare Not Speak Its Name*. In: *Journal of Human Rights* 8 (4), 323-339.
- UN (1995): *Bejing Declaration and Platform for Action*. Adopted by the Fourth United Nations World Conference on Women 1995, Beijing. <http://www.un.org/esa/gopher-data/conf/fwcw/off/a--20.en>, 2.2.2012.
- WAS – World Association for Sexual Health (1999): *Universal Declaration of Sexual Rights*. Adopted at the 14th World Congress of Sexology 1999, Hong Kong. <http://www.tc.umn.edu/~colemoo1/was/wdeclara.htm>, 2.2.2012.
- Waites, Matthew (2009): *Critique of ‚sexual orientation‘ and ‚gender identity‘ in human rights discourse. Global queer politics beyond the Yogyakarta Principles*. In: *Journal of Human Rights* 8 (4), 137-156.
- WHO – World Health Organisation (2006): *Defining sexual health. Report of a technical consultation on sexual health 28-31 January 2002, Geneva*. Geneva: WHO.
- Yogyakarta Principles (2006): *Yogyakarta Principles on the application of international human rights law in relation to sexual orientation and gender identity, Yogyakarta 2006*. <http://www.yogyakartaprinciples.org>, 14.06.2012.
- Zizek, Slavoj (1999): *Human Rights and Its Discontents*. <http://www.egs.edu/faculty/zizek/zizek-human-rights-and-its-discontents.html>, 2.7.2012.

Abstracts

Im Rekurs auf postkoloniale Erkenntnisse zur Interdependenz von modernen Sexualitäts-, Rassen- und Geschlechterdiskursen problematisiert der Beitrag einige zentrale Setzungen einer Politik und Sprache der sexuellen (Menschen-)Rechte im Kontext von ‚Entwicklung‘. Es wird diskutiert, in welcher Weise hier trotz ‚progressiver‘ Intentionen rassialisierte und/oder zivilisationsmissionarische Vorstellungen von der Notwendigkeit einer ‚sexuellen Entwicklung‘ der vermeintlich ‚devianteren‘ und/

oder in ‚Traditionen‘ verhafteten ‚Anderen‘ reifiziert werden. Gleichzeitig wird aber auch gezeigt, dass dies keinesfalls bedeutet, dass sexuelle Rechte nicht auch ermächtigende Effekte haben können oder dass Möglichkeiten der (subversiven) Aneignung ausgeschlossen sind. Sexuelle Rechte werden folglich als „befähigende Verletzungen“ (Spivak) analysiert, welche innerhalb einer ambivalenten Gleichzeitigkeit von Ermächtigung/Subversion und Gewalt/Normierung jeweils situativ unterschiedliche Implikationen entfalten (können).

Based on postcolonial insights and interlinkages between modern constructions of sexuality, race and gender, this article problematises some of the main premises underlying contemporary sexual rights politics and sexual rights discourse in the field of ‘development’. It will be discussed how and in what ways sexual rights concepts reify racialised and civilisatory/missionary ideas perceiving the ‘others’ as sexually ‘deviant’, ‘traditional’ and therefore ‘less developed’ concerning their sexual behaviours and norms. Nevertheless, it is argued, that, despite these problematic implications, sexual rights politics/discourse can also unfold subversive and/or enabling effects within the field of development. Hence, sexual rights are analysed as “enabling violations” (Spivak), which can, contingent on the situation, reveal very different implications within the shifting simultaneity of enablement/subversion and violence/normalisation.

Christine M. Klapeer
Institut für Internationale Entwicklung, Universität Wien
christine.klapeer@univie.ac.at

BERNADETTE SCHÖNANGERER

**Enthaltsamkeit, Treue und Moral in der HIV/AIDS-Prävention:
Der U.S. President's Emergency Plan for AIDS Relief (PEPFAR)
im Kontext internationaler Diskussionen um sexuelle Rechte**

2003 ließ US-Präsident George W. Bush mit der Ankündigung aufhören, HIV/AIDS zum Schwerpunktthema seiner Entwicklungspolitik zu machen und die dafür zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel beträchtlich zu erhöhen. Mit dem *U.S. President's Emergency Plan for AIDS Relief* (kurz: PEPFAR) sollte die weltweit einzigartige und größte Initiative eines einzelnen Landes gegen HIV/AIDS geschaffen werden, der für die ersten fünf Jahre ein Budget von 15 Milliarden US-Dollar zur Verfügung gestellt wurde. Auch konkrete Ziele wurden genannt, so sollten sieben Millionen Neuinfektionen verhindert und für zwei Millionen HIV-infizierte Menschen die Behandlung mit antiretroviralen Medikamenten dauerhaft sichergestellt werden. Der Zeitpunkt für eine derartige Initiative war günstig, da die Preise für antiretrovirale Medikamente zwischen 2001 und 2003 drastisch gefallen waren. Die US-Regierung sah damit die Möglichkeit, die Zahl der Menschen in Behandlung zu vervielfachen und rasch greifbare Resultate zu erzielen (Waal 2006: 60; CNN 2003).

Für viele kam das Engagement von George W. Bush im Bereich HIV/AIDS überraschend, nicht zuletzt, da die Rechte in den USA der Erhöhung von Geldern in der Entwicklungszusammenarbeit traditionell eher negativ gegenübersteht (Lancaster 2008: 10f) . Bei näherer Betrachtung fügen sich die Förderkriterien von PEPFAR jedoch gut in die konservative Politik der Regierung Bush. In der Prävention setzte diese ganz auf Enthaltsamkeit und Treue: Im Rahmen von PEPFAR wurde zunächst ein Ansatz nach dem ABC (*Abstain, Be faithful, use Condoms*) verfolgt und gesetzlich festgelegt, dass 33 Prozent der Fördergelder für den gesamten Bereich der Prävention an sogenannte *Abstinence-only*-Programme vergeben werden mussten (US Leadership Act 2003). Diese vermitteln, dass Enthaltsamkeit bis zur

Ehe (und Treue innerhalb der Ehe) den einzig wirksamen Schutz vor einer HIV-Infektion bieten, während Sexualaufklärung und Informationen über Kondome und andere Verhütungsmittel nicht zwingend vorgesehen sind. Um Fördergelder über PEPFAR bekommen zu können, mussten Organisationen ihre dezidierte Ablehnung von „Prostitution“ erklären (*Anti Prostitution Pledge*), wodurch eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Sexarbeiter_innen ausgeschlossen wurde. Auf Basis der wiedereingeführten *Mexico City Policy* (einer Richtlinie aus der Reagan-Ära) wurden keine Fördergelder an Organisationen vergeben, die selbst Abtreibungen durchführten oder auf irgendeine Art unterstützten. Aufgrund dieser Bedingungen verloren einige Organisationen den Zugang zu Fördergeldern der US-Regierung, die zuvor wichtige Arbeit im Bereich HIV/AIDS geleistet und dazu beigetragen hatten, die rechtliche, materielle und gesundheitliche Situation vor allem von Frauen zu verbessern. Gleichzeitig wurden immer mehr Aufträge an Organisationen mit konfessionellem Hintergrund, sogenannte *faith based organisations* (FBOs), vergeben und damit tendenziell christliche Werte und Verhaltensregeln in der Präventionsarbeit gestärkt.

So wurde der *Emergency Plan* von Beginn an gespalten aufgenommen: Auf der einen Seite wird die Initiative für den Einsatz im Bereich der Versorgung mit antiretroviralen Medikamenten bis heute gefeiert und gilt für viele als positivste politische Hinterlassenschaft George W. Bushs. Auf der anderen Seite geriet PEPFAR jedoch schnell in die Kritik nationaler und internationaler Menschenrechts-, AIDS- und LGBT-Aktivist_innen (LGBT = *Lesbian Gay Bisexual Transgender*). Organisationen wie das Center for Health and Gender Equity (CHANGE), Human Rights Watch und die International Gay and Lesbian Human Rights Commission kritisieren, dass die Einschränkungen zur Vergabe von Fördergeldern deutlich von christlichen, moralischen Wertvorstellungen geprägt sind und sich weniger an wissenschaftlichen Erkenntnissen orientieren als vielmehr dazu dienen, die religiöse Rechte in den USA zufriedenzustellen.

In diesem Beitrag möchte ich sowohl einige zentrale Kritikpunkte an der Politik des *U.S. President's Emergency Plan for AIDS Relief* als auch einige Hintergründe dieser Politik näher ausführen und zeigen, dass diese stärker von innenpolitischen Kräfteverhältnissen bestimmt ist als von internationalen Diskussionen über *best practice* im Bereich HIV/AIDS. Dabei werde ich argumentieren, dass die religiöse Rechte in den USA ihre politi-

sche Einflussosphäre über die AIDS-Politik der Regierung Bush erweitern konnte und auch auf institutioneller Ebene gegen die Etablierung sexueller Rechte gearbeitet hat (vgl. Illkaracan/Jolly 2007: 19) – mit negativen Folgen vor allem für Frauen und sexuelle Minoritäten.

1. Ansatzpunkte in der HIV/AIDS-Prävention: Vom individuellen Verhalten zu strukturellen Risikofaktoren

Prävention nimmt in den Bemühungen, die Ausbreitung von HIV und AIDS in den Griff zu bekommen, einen ganz zentralen Platz ein. Neuere Ansätze dazu, wie weitere Ansteckungen verhindert werden können, werden ständig weiterentwickelt, sie sind aber auch Gegenstand erbitterter politischer Kämpfe, insbesondere wenn es um die Frage geht, wie die *sexuelle* Übertragung von HIV verhindert werden soll. Hier werden Vorstellungen über Geschlechterrollen, sexuelle Werte und moralisch richtiges Verhalten verhandelt – und das mit globaler Reichweite (Adams/Pigg 2005). Verschiedene Ansätze in der Präventionsarbeit können danach charakterisiert werden, inwiefern sie Verantwortung für und „Schuld“ an einer Ansteckung mit HIV individualisieren und inwieweit sie gesellschaftliche Rahmenbedingungen sowie Macht- und Gewaltverhältnisse mit einbeziehen, die die Ansteckungsgefahr für bestimmte Bevölkerungsgruppen erhöhen.

Praktische Erfahrungen zeigen, dass es für eine erfolgreiche Präventionsarbeit keine einfachen Formeln und allgemeingültigen Rezepte gibt. Vielmehr müssen Interventionen, die auf eine Veränderung des individuellen Risikoverhaltens abzielen, auf den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext abgestimmt werden und den Bedürfnissen von Menschen entgegenkommen, um in die Praxis überzugehen (vgl. Pigg 2005; Gordon/Lewis 2008). Ob zum Beispiel Kondome verwendet werden, ist Ergebnis einer Aushandlung zwischen den Sexualpartner_innen und hängt nicht nur davon ab, ob Menschen Zugang zu Kondomen haben und ausreichend informiert sind, sondern auch davon, ob Kondome als Verhütungsmittel akzeptiert werden. Wesentlich ist auch das Machtgefüge in sozialen (sexuellen) Beziehungen und die Verhandlungsposition (vor allem) von Frauen. Das Ansteckungsrisiko variiert damit nicht jenseits von sozialen Bezie-

hungen, rein auf Basis einer biologischen „Prädisposition“ (als Mann oder Frau) oder einer identitären Kategorie (zum Beispiel: schwul). Maßgeblich für das Ansteckungsrisiko sind die jeweiligen sexuellen Praktiken und ob *safer sex* praktiziert wird. Zusätzlich wird das Ansteckungsrisiko durch sexuelle beziehungsweise homophobe und transphobe Gewalt erhöht. Karin Lenke und Mathilda Piehl bringen es auf den Punkt: „Biologically, women are more likely to contract HIV from an unprotected heterosexual intercourse than are men. But biological reasons only matter in the moment of potential transmission of the virus, before this ever happens, social, cultural, political and economic structures all play into a woman’s ability to decide how and with whom to have sex, and whether sex should be protected or not“ (Lenke/Piehl 2009: 91).

HIV/AIDS kann daher nicht als rein medizinisches Problem „behandelt“ werden. Unter diesem Gesichtspunkt muss auch die in der HIV/AIDS-Arbeit übliche Definition von *high risk groups* als jener Bevölkerungsgruppen mit dem statistisch größten Ansteckungsrisiko einer kritischen Reflexion unterzogen werden. Diesen Risikogruppen haftet an, nicht nur selbst einem erhöhten Risiko ausgesetzt zu sein, sondern vor allem auch ein Risiko für die Mehrheitsbevölkerung darzustellen. Als Personen, die dem größten Risiko einer Ansteckung ausgesetzt sind, nennt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) *sex workers, injecting drug users* und *men who have sex with men* (MSM). Risikogruppen zu definieren ist einerseits Ausdruck von Bemühungen, gezielte Präventionsarbeit für diese zu leisten. Lenke und Piehl weisen darauf hin, dass Förderungen für die HIV/AIDS-Arbeit für LGBT-Organisationen in Ländern des Südens eine der wenigen Möglichkeiten darstellt, finanzielle Unterstützung zu bekommen, auch für die Arbeit in anderen Bereichen. Daher kann sich erhöhte Aufmerksamkeit für „Risikogruppen“ in der HIV/AIDS-Arbeit auch in erweiterten Handlungsspielräumen für LGBT auswirken. Andererseits werden Risikogruppendiskurse aber auch dafür kritisiert, dass sie das Ansteckungsrisiko etwa von Männern, die Sex mit Männern haben (MSM), überbetonen, während sie jenes von Frauen herunterspielen (vgl. Lenke/Piehl 2009). Wichtig wäre es daher, von einer identitären AIDS-Politik wegzukommen und die Bedeutung von *safer sex* bei jeder Art von sexuellen Kontakten zu betonen.

Spätestens seit Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich sowohl auf den internationalen AIDS-Konferenzen als auch in den politischen Rahmen-

werken von UN-Organisationen wie UNAIDS und der WHO die Erkenntnis durchgesetzt, dass für erfolgreiche HIV/AIDS-Prävention die Einhaltung von Menschenrechten, der Schutz vor Gewalt und Diskriminierung und die Entkriminalisierung sexueller Minoritäten von essenzieller Bedeutung sind, um ihre Vulnerabilität gegenüber einer HIV-Infektion zu senken. Immer stärker rückt somit die Verbesserung struktureller Rahmenbedingungen in den Fokus.

In den 1990er Jahren entwickelten sich aus der Forderung nach reproduktiven Rechten Diskussionen um die Formulierung von sexuellen Rechten im Rahmen der Menschenrechte. Besonders bedeutsame Ausgangspunkte waren dafür die UN-Menschenrechtskonferenz 1993 in Wien, auf der sexuelle Gewalt zum Menschenrechtsverbrechen erklärt wurde, sowie die folgenden UN-Konferenzen zu Weltbevölkerung 1994 in Kairo und die Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking, die Sexualität explizit zum Thema in Frauengesundheitsdiskursen machten. Seither wird um eine Einigung über sogenannte sexuelle Rechte gerungen, die sowohl Schutz vor sexueller Gewalt und Diskriminierung aufgrund von Geschlechtsidentität und sexueller Orientierung bieten sollen, aber auch positive Rechte sexueller Selbstbestimmung. Immer wieder stoßen diese Formulierungsversuche jedoch auf den Widerstand von Vertreter_innen verschiedener Religionsgemeinschaften, vor allem wenn es um die Konfliktthemen Sexarbeit und Abtreibungen geht (vgl. Illkaracan/Jolly 2007; Hofer 2006; Petchesky 2001). Die Regierung von George W. Bush stärkte mit PEPFAR ihre Rolle als eine der bedeutendsten Akteur_innen in der internationalen HIV/AIDS-Arbeit und trat damit gleichzeitig in Opposition zu zentralen Anliegen sexueller Rechte.

2. Enthaltensamkeit bis zur Ehe vs. umfassende Sexualaufklärung

PEPFAR verfolgte in der Präventionsarbeit einen (ursprünglich in Uganda geprägten) Ansatz nach dem ABC: „Abstain, Be faithful, and, as appropriate, correct and consistent use of Condoms“ (PEPFAR 2005). In den Konzepten von PEPFAR wird schnell eine Interpretation des ABC deutlich, die eine wertende Reihung vornimmt und die Priorität auf Enthaltensamkeit und Treue legt. Kondome sollen verbreitet werden „where appropriate“ (vgl.

US Leadership Act 2003: 19), wo sie „angemessen“ sind: für jene, die an Enthaltsamkeit und Treue scheitern und insbesondere für sogenannte *high risk groups*. Kondome zu verwenden, wird damit mit bestimmten moralischen Zuschreibungen, mit promiskuitivem und verwerflichem Verhalten verknüpft und nicht etwa als verantwortungsvolles Handeln dargestellt.

Zusätzlich wurde festgelegt, dass ein Drittel der Fördergelder im Bereich der Prävention an sogenannte *Abstinence-only-* oder *Abstinence-until-Marriage-*Programme vergeben werden mussten. *Abstinence-only-*Programme, die sich vor allem an Jugendliche richten, vermitteln, dass Enthaltsamkeit bis zur Ehe (und Treue innerhalb der Ehe) den einzig wirksamen Schutz vor einer Ansteckung mit HIV bieten. Umfassende Sexualaufklärung ist in diesen Programmen nicht vorgesehen, um keine „verwirrenden Botschaften“ an Jugendliche auszusenden und diese nicht dazu „zu ermutigen“, sexuell aktiv zu werden. Im Rahmen von PEPFAR wird von den ausführenden Organisationen verlangt, über Enthaltsamkeit zu sprechen, nicht aber, über Kondome und andere Verhütungsmittel zu informieren. Vielmehr bleibt es den Organisationen überlassen, Maßnahmen zur Prävention und Behandlung nicht umzusetzen, wenn sie diese aus religiösen oder moralischen Gründen ablehnen (vgl. Barroso/La Rosa 2006).

*Abstinence-only-*Programme sind vor allem in einem christlichen, vorwiegend evangelikalen Kontext verbreitet, als moralisches Gebot und zum Schutz vor ungewollten Schwangerschaften von Minderjährigen (zu den bekanntesten Programmen in den USA zählen *True Love Waits* und *Silver Ring Thing*). Kritiker_innen sehen in Enthaltsamkeitsprogrammen einen unrealistischen und unwirksamen Ansatz, der Sexualität mit Scham und Angst verbindet. Zahlreiche Studien besagen, dass Enthaltsamkeitsprogramme die Gefahr einer Ansteckung lediglich auf einen späteren Zeitpunkt verschieben: So greifen Jugendliche unter dem Einfluss von Erziehung zur Enthaltsamkeit mit geringerer Wahrscheinlichkeit zu Verhütungsmitteln, wenn sie schließlich doch sexuell aktiv werden, wie beispielsweise die International Planned Parenthood Federation (IPPF) oder die International Gay and Lesbian Human Rights Commission festhalten (Barroso/La Rosa 2006; IGLHRC 2007). Enthaltsamkeit als „einzig wirksames“ Mittel gegen HIV darzustellen und gleichzeitig die Fehleranfälligkeit von Kondomen zu betonen, steht Bemühungen entgegen, die Akzeptanz von Kondomen zum Schutz vor HIV zu erhöhen.

1981 wurde von der Regierung unter Ronald Reagan ein Gesetz verabschiedet, wonach öffentliche Förderungen für die Umsetzung von *Abstinence-only*-Programmen (etwa in Schulen) beantragt werden können. Die Regierung Clinton weitete diese Politik aus (Barroso/La Rosa 2006) und legte im sogenannten *Welfare Reform Act* von 1996 acht Kriterien fest, die Enthaltensamkeitsprogramme erfüllen sollten, um als förderungswürdig zu gelten. Diese Kriterien sind auch für die Förderung von *Abstinence only* im Rahmen von PEPFAR gültig. Umfassende Sexuaufklärung wird bei keinem dieser Kriterien verlangt. Vermittelt werden soll hingegen, „that a mutually faithful monogamous relationship in the context of marriage is the expected standard of human sexual activity“, und weiters, „that sexual activity outside of the context of marriage is likely to have harmful psychological and physical effects“ (zitiert nach Human Rights Watch 2005: 21).

Die heterosexuelle Ehe zwischen Mann und Frau wird damit zum einzig legitimen Ort für Sexualität, sexuelle Handlungen außerhalb dieses Rahmens werden als schädlich und potenziell gefährlich definiert. Dies birgt eine ganze Reihe problematischer Implikationen. Sexuelle Minoritäten stellen in diesem Ansatz eine völlige Leerstelle dar oder existieren nur als „gefährliche Abweichung“ zur gesetzten Norm. *Abstinence-until-Marriage*-Programme definieren damit Sex innerhalb der Ehe als sicher und als „gesunden Lebensstil“ (vgl. US Leadership Act 2003: 6), offenbar völlig unabhängig davon, ob Verhütungsmittel verwendet werden oder nicht. Damit wird das Ansteckungsrisiko mit HIV innerhalb der Ehe auf sehr problematische Weise vernachlässigt. Denn wie Barbara Schmid anmerkt: „Faithfulness, which is promoted by numerous Christian groups as alternative to condoms, also needs to be problematised. Actually ‚being in a close relationship, characterised by commitment‘, can be considered high-risk sexual behavior“ (Schmid 2007: 194).

3. Mexico City Policy und Anti Prostitution Pledge

Die sogenannte *Mexico City Policy* (auch *Global Gag Rule* genannt) wurde ursprünglich von Ronald Reagan auf der Weltbevölkerungskonferenz 1984 in Mexico City ausgerufen und besagt, dass NGOs im Bereich der Familienplanung, um Fördergelder der US-Regierung erhalten zu

können, erklären müssen, keine Abtreibungen durchzuführen oder Abtreibungen nicht auf andere Weise zu fördern. Beispiele dafür wären etwa Organisationen, die sich in Ländern, die Abtreibungen kriminalisieren, dafür einsetzen, dass diese legal durchgeführt werden können. Empfänger_innen von US-Fördergeldern mussten zudem vertraglich versichern, keine US-Gelder an dritte NGOs weiterzugeben, die ihrerseits Abtreibungen durchführen (oder unterstützen) (IGLHRC 2007: 77f). Diese Politik schränkt den Zugang zu medizinischer Versorgung, zu Informations- und Beratungsangeboten für Frauen ein und betrifft somit auch unmittelbar den Bereich HIV/AIDS. Ein prominentes Beispiel einer Organisation, die sich weigerte, diese Klausel zu unterzeichnen, ist die bereits erwähnte International Planned Parenthood Federation (IPPF), die international Beratung und medizinische Versorgung im Bereich der reproduktiven Gesundheit anbietet und sich für sexuelle und reproduktive Rechte einsetzt.

1993 wurde die *Mexico City Policy* von der Regierung Bill Clintons außer Kraft gesetzt. George W. Bush führte sie 2001, zwei Tage nach seinem Amtsantritt, wieder ein – und zwar am Jahrestag des Gerichtsurteils *Roe v. Wade*, infolgedessen 1973 Abtreibungen in den USA legalisiert worden waren. Dies unterstreicht die besondere symbolische Bedeutung von Abtreibungen für die religiöse Rechte in den USA, dazu aber später noch genauer.

2011 veröffentlichten Forscher_innen der Universität Stanford eine Studie, die sich mit den Auswirkungen dieser Politik in den afrikanischen Zielländern beschäftigte. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass in allen Ländern die Abtreibungsrate gegenüber dem Vergleichszeitraum, als die *Policy* außer Kraft war, gestiegen war. Sie fanden Anhaltspunkte dafür, dass über die *Mexico City Policy* Beratungsangebote zu reproduktiver Gesundheit und der Zugang zu Verhütungsmitteln eingeschränkt worden waren, was schließlich zu einem Anstieg ungewollter Schwangerschaften geführt habe. In der Folge seien Abtreibungen verstärkt als Maßnahme der Familienplanung durchgeführt worden (Bendavid et al. 2011).

Eine weitere folgenschwere Einschränkung betrifft die Positionierung zu Sexarbeit. Im *United States Leadership Act Against HIV/AIDS, Tuberculosis and Malaria Act* von 2003, dem Gesetz, auf dessen Grundlage PEPFAR arbeitet, wurde festgeschrieben, dass Organisationen ihre ausdrückliche Ablehnung von Sexarbeit erklären müssen, um Fördergelder von der

US-Regierung erhalten zu können. Explizit werden Organisationen von Förderungen ausgeschlossen, die sich dafür einsetzen, Sexarbeit zu legalisieren (US Leadership Act 2003: 23f). Diese „Anti-Prostitutions-Klausel“ schließt damit politische Selbstorganisation von Sexarbeiter_innen aus und unterläuft deren Bemühungen, Sexarbeit aus Illegalität und Kriminalisierung zu lösen und bessere Arbeitsbedingungen, rechtliche Absicherung und bessere Gesundheitsversorgung zu erreichen. Die Regelung führte in der Praxis dazu, dass zahlreiche Organisationen, die wichtige Arbeit in der HIV/AIDS-Prävention leisteten, keine öffentlichen Gelder aus den USA mehr erhielten und diese Arbeit nicht fortführen konnten. Das schließt sowohl Beratungsangebote als auch die Verteilung von Gratis-Kondomen mit ein. Das wohl bekannteste Beispiel des Widerstandes gegen diese Politik liefert die Regierung Brasiliens, die 2005 eine Förderung in Höhe von 40 Millionen US-Dollar ausschlug, weil sie sich weigerte, diese Klausel zu unterzeichnen. Die brasilianische Regierung argumentierte unter anderem damit, die erfolgreiche Zusammenarbeit mit Sexarbeiter_innen im Kampf gegen HIV/AIDS nicht aufs Spiel setzen zu wollen (Ilkkaracan/Jolly 2007: 20).

Beide Förderkriterien betreffen vor allem Frauen negativ. Die International Gay and Lesbian Human Rights Commission fügt hinzu, dass viele LGBT-Personen aus unterschiedlichen Gründen und Motiven ihr Geld in der Sexarbeit verdienen (IGLHRC 2007: 79). Ein wichtiger Grund dafür ist, dass sexuelle Minoritäten zu den am Arbeitsmarkt am stärksten diskriminierten Gruppen zählen (vgl. Ditmore 2008: 54). Unbestritten gehören Sexarbeiter_innen zu jenen Bevölkerungsgruppen, die dem größten Ansteckungsrisiko ausgesetzt sind. Über die „Anti-Prostitutions-Klausel“ werden die Mittel für entsprechende Präventionsangebote und für den Zugang zu medizinischer Versorgung gekürzt.

4. Mobilisierung durch christliche Akteur_innen und der Einfluss der religiösen Rechten

Für die Gründung des *President's Emergency Plan for AIDS Relief* spielte die Mobilisierung durch verschiedene christliche Akteur_innen eine besondere Rolle. Diese leisteten in der US-Bevölkerung Bewusstseinsarbeit für

die verheerenden Auswirkungen der weltweiten Ausbreitung von HIV/AIDS und betonten, es sei „christliche Pflicht“ zu helfen, da immer mehr „Unschuldige“ von der Epidemie betroffen seien (vgl. Lancaster 2008: 23). Nicolas van de Walle fügt hinzu, dass vor allem die Mobilisierung durch evangelikale Gruppen für die Aufstockung des Budgets verantwortlich war, die sich davon die Möglichkeit politischer Einflussnahme erhofften (Walle 2010: 10).

Gerade die Anti-Abtreibungs- und Anti-„Prostitutions“-Grundsätze in der Arbeit von PEPFAR und der deutliche Schwerpunkt auf Enthaltensamkeitsprogramme verweisen auf Kernthemen der seit den 1970er Jahren erstarkten religiösen Rechten in den USA. Rosalind Pollack Petchesky beschreibt 1981 unter dem Eindruck des Wahlsiegs von Ronald Reagan in ihrem Text *Antiabortion, Antifeminism and the Rise of the New Right*, wie über den „Schutz der Familie“ als gemeinsamen Nenner verschiedene konservative religiöse Gruppierungen geeint werden konnten und dass deren antifeministische Politik mit dem Kernthema Abtreibung entscheidend für ihren politischen Aufstieg war. Eine zentrale Rolle für die Herausbildung der religiösen Rechten in den USA spielte damit die *Pro-Family*- oder *Pro-Life*-Bewegung, die sich 1973 verstärkt als Widerstand gegen die Legalisierung von Abtreibungen formierte (Petchesky 1981). Die bedeutendsten formalen Organisationen der religiösen Rechten – wie die 1979 von Pastor Jerry Falwell gegründete Moral Majority oder die Christian Coalition of America – zielen darauf ab, verschiedene christlich-fundamentalistische Gruppierungen zu einen und in dieser Form auf die nationale Politik Einfluss nehmen zu können (vgl. Hofer 2006). Unter dem zentralen Leitbild des „Schutzes der Familie“ bekämpfen diese Organisationen alles, was ihrer Ansicht nach traditionelle Familienwerte bedroht: Feminismus, Abtreibungen, Pornografie, Promiskuität, Prostitution und Homosexualität (vgl. Hofer 2006; Larsen 2005; Petchesky 1981). An den Förderkriterien der US-Regierung in der AIDS-Politik wird der Einfluss dieser Gruppierungen deutlich sichtbar. Die Wurzeln dieser Politik aufzuzeigen ist umso wichtiger, als die USA einen überaus einflussreichen Akteur in der internationalen AIDS-Politik darstellen und diese Politik daher starke Rückwirkungen auf der internationalen Ebene hat. Katharina Hofer hält fest, dass unter der Regierung von George W. Bush nach und nach Vertreter_innen der *Pro-Life*-Bewegung in Ämtern im Bereich der reproduktiven Gesund-

heit eingesetzt wurden und so auch verstärkt Zugang zur internationalen Politikebene erhielten (Hofer 2006: 109f).

Die AIDS-Politik der Bush-Regierung markiert einen zunehmenden US-Unilateralismus in der Entwicklungspolitik beziehungsweise kennzeichnet das Ausscheren der US-Politik aus multilateralen Bündnissen. Diese Entwicklung wurde von Seiten der USA damit gerechtfertigt, dass die Politik der UNO, vor allem in den Bereichen Bevölkerungspolitik und reproduktive Gesundheit, gegen die moralischen Grundsätze der USA verstoße und Abtreibungen und Promiskuität fördere. Im Zuge dieser unilateralen Politikgestaltung wurden Fördergelder immer stärker auf den privaten Sektor und vor allem auf *faith based organisations* beziehungsweise NGOs mit religiösem Hintergrund umgelenkt. Dies ist eine Entwicklung, die 2002 mit der Errichtung der Centers for Faith-Based and Community Initiatives (FBCI) als eigener Abteilung der Entwicklungsagentur USAID weiter unterstrichen wurde (Hofer 2006: 110).

5. Enthaltensamkeitsprogramme gegen „African AIDS“?

Enthaltensamkeitsprogramme müssen im Entwicklungskontext noch einmal anders bewertet werden als etwa in den USA selbst. HIV/AIDS-Prävention ist in der Entwicklungszusammenarbeit ein besonders sensibles Feld, weil hier unmittelbar auf das Verhalten von Menschen in zwischenmenschlichen und sexuellen Beziehungen Einfluss genommen werden soll. Wird in anderen Bereichen der Entwicklungszusammenarbeit eine Wertneutralität zumindest angestrebt, sollen hier – in der AIDS-Politik der USA – ganz explizit bestimmte Werte verbreitet werden. In einer Presseaussendung von USAID vom Oktober 2004 zur Förderung von Enthaltensamkeitsprogrammen in den Schwerpunktländern von PEPFAR wird George W. Bush mit den Worten zitiert: „I think our country needs a practical, effective and moral message. In addition to other kinds of prevention, we need to tell our children that abstinence is the only certain way to avoid contracting HIV. It works every time“ (USAID 2004).

Zunächst einmal muss die Frage gestellt werden, warum in Ländern des Südens im Bereich der HIV/AIDS-Prävention auf Enthaltensamkeit gesetzt werden soll, obwohl es keine Belege dafür gibt, dass Enthaltensamkeit eine

entscheidende Rolle spielte, um HIV/AIDS in Europa und den USA in den Griff zu bekommen. Enthaltensamkeitsprogramme verbinden sich dabei auf eine problematische Weise mit dominanten Diskursen über ein spezifisch afrikanisches AIDS, dem mit jenen Mitteln, die in Europa und in Nordamerika Wirkung zeigten, nicht beizukommen sei. Cindy Patton beschreibt in ihrem bereits 1990 publizierten und seither viel rezipierten Essay *Inventing African AIDS*, wie unterschiedliche Diskurse über AIDS in Europa/Nordamerika und in Afrika die internationale Forschung und Politikgestaltung zu HIV/AIDS nachhaltig beeinflussen. Unterschiedliche „Ausbruchsorte“ und Verbreitungswege in der Gesellschaft führten dazu, dass AIDS in Europa und Nordamerika als Randgruppenproblem (das vor allem schwule Männer betrifft) wahrgenommen wird, während sich AIDS in Afrika schneller und offensichtlicher in der gesamten Bevölkerung ausbreitete und das Bild einer heterosexuellen Epidemie der Massen entstand (in der die Ansteckung über nicht heterosexuelle Kontakte offenbar keine Rolle spielt). Diese Konstruktion ermöglicht, so Patton, dass sich weiße, heterosexuelle Männer (im euro-amerikanischen Raum) sicher fühlen können – sowohl vor der Bedrohung durch das „nahe“, (aber) schwule AIDS als auch durch das „ferne“, heterosexuelle, afrikanische AIDS. Hartnäckig hält sich auch das Stereotyp „Africans won't use condoms“ (Patton 1990: 26). So argumentieren Vertreter_innen von USAID, Enthaltensamkeitsprogramme seien im afrikanischen Kontext besonders sinnvoll, da Afrikaner_innen es ablehnten, Kondome zu verwenden (vgl. USAID 2002). Dabei wird vernachlässigt, dass eine Akzeptanz von Kondomen in Europa und den USA ebenfalls erst hergestellt werden musste – und immer noch hergestellt werden muss. Die Argumentation dreht sich hier im Kreis: Enthaltensamkeit zu propagieren sei sinnvoller, als über Kondome zu informieren, da die Akzeptanz von Kondomen in Afrika gering sei. Damit wird gleichzeitig das Aufklärungsangebot über Kondome eingeschränkt, das dazu beitragen soll, die Akzeptanz von Kondomen zu erhöhen.

Die US-Regierung bezieht sich in ihren Konzepten zur HIV/AIDS-Prävention auf das in Uganda etablierte „ABC der Prävention“, um den eigenen Schwerpunkt auf Enthaltensamkeitsprogramme im Rahmen von PEPFAR zu legitimieren. Uganda gilt als Erfolgsbeispiel für die HIV/AIDS-Prävention, da es durch das frühe Einschreiten der Regierung und deren offenen Umgang mit dem Problem HIV/AIDS gelang, in den 1990er

Jahren die Ansteckungsraten in der Bevölkerung zu senken (vgl. Kuhanen 2008). Dabei ist sowohl das tatsächliche Ausmaß des Rückgangs der Ansteckungsraten in Uganda Gegenstand einer kontroversiellen Diskussion als auch die Frage, welche Ursachen dieser Rückgang hatte: Enthaltensamkeit (USAID 2002) oder der Umstand, dass sich in Uganda aufgrund der allgegenwärtigen Bedrohung durch AIDS Kondome schon früh als Verhütungsmittel durchsetzten (Allen/Heald 2004).

Im Jahr 2005 veröffentlichte die Organisation *Human Rights Watch* einen Bericht (*The Less They Know the Better. Abstinence-Only HIV/AIDS Programs in Uganda*), in dem Interventionen der US-Regierung in Uganda, im Rahmen von PEPFAR, massiv kritisiert werden. Die US-Regierung habe in Uganda maßgeblich einen Schwenk von umfassenden Aufklärungsprogrammen hin zu *Abstinence only* finanziert und damit sowohl Aufklärungsarbeit als auch die Verbreitung von Kondomen eingeschränkt. 2004 finanzierte die US-Regierung die Neuauflage und Verbreitung von Lehrbüchern, die im Rahmen der Presidential Initiative on AIDS Strategy for Communication to Youth (PIASCY) im Aufklärungsunterricht an Schulen in Uganda eingesetzt wurden. Auf Druck religiöser Gruppen wurden darin grafische Darstellungen zur richtigen Anwendung von Kondomen entfernt und stattdessen ein Kapitel zu *ethics, morals and cultural values* hinzugefügt. Gleichzeitig wurde die Fehleranfälligkeit von Kondomen stark überbetont und dies damit begründet, dass Kondome für das HI-Virus durchlässige Poren hätten. Damit wurden in diesen Unterlagen klare Falschinformationen verbreitet (Human Rights Watch 2005: 29f).

Auf Enthaltensamkeit bis zur Ehe zu setzen bedeutet zudem einen nicht nur konzeptionellen Ausschluss sexueller Minoritäten: Besonders problematisch ist, dass über die *Abstinence-only*-Klausel offen homophob auftretende Akteur_innen gefördert wurden. Die International Gay and Lesbian Human Rights Commission nennt als Beispiel die Organisation United Families International, die in neun afrikanischen Ländern Enthaltensamkeitsprogramme umsetzt und dabei verbreitet, Homosexualität sei „a developmental disorder that can often be prevented or successfully treated“ (IGLHRC 2007: 75). Heftige Kritik löste vor allem die finanzielle Unterstützung von Pastor Martin Ssempe in Uganda aus, der über PEPFAR Förderungen für Enthaltensamkeitsprogramme erhalten hatte. Ssempe erlangte zweifelhafte Bekanntheit als einer der prominentesten Befür-

worter_innen der *Anti Homosexuality Bill*, einem Gesetzesentwurf, der erstmals 2009 als Verschärfung des bereits bestehenden Verbots von Homosexualität in Uganda im Parlament eingebracht wurde und in seiner ersten Fassung sogar die Todesstrafe für HIV-infizierte schwule Männer vorsah (IGLHRC 2009). Die finanzielle Unterstützung von Pastor Ssempe löste heftige Diskussionen um die Rolle der US-Regierung und insbesondere von Netzwerken evangelikaler Gruppierungen für die Zunahme homophober Gewalt in Uganda aus (vgl. SMUG o.J.).

6. Ausblick

Während einigermaßen genau bezifferbar ist, in welchem Umfang PEPFAR Medikamente finanziert hat und wie viele Menschen damit erreicht werden konnten, ist nicht so leicht abzuschätzen, welche negativen Auswirkungen die von ideologischen Vorgaben geprägte Präventionsarbeit, fehlende Informationen in der Sexualaufklärung und die Einschränkungen durch die Anti-Sexarbeit- und Anti-Abtreibungs-Klauseln, über die Proponent_innen und Aktivist_innen im Bereich sexuelle Rechte auch strukturell geschwächt wurden, langfristig haben. Diese Politik steht im Widerspruch zu einer menschenrechtsbasierten HIV/AIDS-Arbeit, wie sie in der Arbeit von UN-Organisationen und auf den Internationalen AIDS-Konferenzen angestrebt wird, um strukturelle Verbesserungen wie Schutz vor Gewalt und Diskriminierung gegenüber Frauen und sexuellen Minoritäten zu erreichen.

Der internationale Aufschrei und der Widerstand gegen die *Anti Homosexuality Bill* in Uganda rückte die Situation von LGBT in Uganda in die internationale öffentliche Aufmerksamkeit. Die US-Regierung – mittlerweile unter Barack Obama – distanzierte sich ebenso wie ehemalige Partner_innen aus evangelikalen Kreisen von Martin Ssempe und der *Anti Homosexuality Bill*. Dieser Fall verdeutlicht aber auch, dass weiter aufgearbeitet werden sollte, welche Akteur_innen (vor allem über die Förderung von Enthaltensamkeitsprogrammen) über Jahre auch in der offiziellen AIDS-Politik der USA gestärkt wurden.

Internationale Beobachter_innen und Kritiker_innen der AIDS-Politik der Bush-Regierung erwarteten mit Spannung, wie Präsident

Barack Obama das Programm PEPFAR weiterführen würde. Vor allem Praktiker_innen im Bereich HIV/AIDS äußerten die Sorge, die Mittel im Bereich der Versorgung mit Medikamenten könnten gekürzt werden. George W. Bush setzte sich noch im Jahr 2007 für eine Erhöhung der Gelder für PEPFAR um weitere 30 Milliarden US-Dollar ein. Mit der Reautorisierung des *United States Leadership Against HIV/AIDS, Tuberculosis and Malaria Act* durch den US-Kongress im Jahr 2008 wurde PEPFAR gestärkt und weitere 48 Milliarden US-Dollar für die darauffolgenden fünf Jahre zur Verfügung gestellt. Mit dem Regierungswechsel wurde die Politik der Bush-Ära schließlich teilweise revidiert. Barack Obama setzte die *Mexico City Policy* kurz nach Amtsantritt außer Kraft. Ebenfalls abgeschafft wurde die Klausel, wonach ein Drittel der Fördergelder an *Abstinence-only*-Programme vergeben werden musste. Wie das Center for Health and Gender Equity (CHANGE) auf ihrer Plattform PEPFAR Watch darstellt, ist der Schwerpunkt auf Enthaltensamkeit jedoch nicht verschwunden. Demnach muss gegenüber dem Kongress eine Erklärung abgegeben werden, wenn in Ländern mit „generalisierten Epidemien“¹ weniger als die Hälfte der Gelder im Bereich der Prävention für Enthaltensamkeitsprogramme aufgewendet wird. Die *Anti Prostitution Pledge* wird noch immer verlangt (CHANGE o. J.).

Der Einfluss konservativer Kräfte auf die AIDS-Politik der USA ist damit auch nach dem Regierungswechsel spürbar, der seit der Gründung von PEPFAR anhaltenden Kritik von LGBT-, Menschenrechts- und AIDS-Aktivist_innen wurde nun jedoch in wesentlichen Punkten Rechnung getragen.

1 In der Epidemiologie wird von ‚generalisierten‘ Epidemien gesprochen, wenn mehr als 1 Prozent der Bevölkerung infiziert sind. Im Unterschied dazu ist eine ‚konzentrierte‘ Epidemie, wenn weniger als 1 Prozent der Bevölkerung betroffen ist, aber in manchen Teilen der Bevölkerung, zum Beispiel unter Sexarbeiter_innen, die Ansteckungsrate 5 Prozent übersteigt (vgl. UNICEF o.J.).

Literatur

- Adams, Vincanne/Pigg, Stacy Leigh (2005): Introduction: The Moral Object of Sex. In: Adams, Vincanne/Pigg, Stacy Leigh (Hg.): Sex in Development. Durham/London: Duke University Press, 1-38.
- Allen, Tim/Heald, Suzette (2004): HIV/AIDS Policy in Africa: What Has Worked in Uganda and What Has Failed in Botswana? In: Journal of International Development 16 (8), 1141-1154.
- Bendavid, Eran/Avila, Patrick/Miller, Grant (2011): United States aid policy and induced abortion in sub-Saharan Africa. Bulletin of the World Health Organization. www.who.int/bulletin/volumes/89/12/11-091660/en/, 16.5.2012.
- Barroso, Carmen/La Rosa, Zhenja (2006): Bush's War on Sexual Health and Defensive Strategies Against It. International Planned Parenthood Federation. <http://www.ippfwhr.org/en/node/595>, 16.5.2012.
- CHANGE – Center for Health and Gender Equity (o. J.): PEPFAR Watch.org. The Global AIDS Relief Monitor. <http://www.pepfarwatch.org/>, 22.3.2013.
- CNN (2003): Bush's State of the Union speech, 19.1.2003. <http://edition.cnn.com/2003/ALLPOLITICS/01/28/sotu.transcript/>, 16.5.2012.
- Ditmore, Melissa (2008): Sex work, trafficking and HIV: how development is compromising sex workers' human rights. In: Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg.): Development with a Body. Sexuality, Human Rights & Development. London/New York: Zed Books, 54-66.
- Gordon, Gill/Lewis, Jill (2008): Terms of contact and touching change: investigating pleasure in an HIV epidemic. In Cornwall, Andrea/Corrêa, Sonia/Jolly, Susie (Hg.): Development with a Body. Sexuality, Human Rights & Development. London/New York: Zed Books, 199-209.
- Hofer, Katharina (2006): Implications of a Global Religious Movement for Local Political Spheres. Baden-Baden: Nomos.
- Human Rights Watch (2005): The Less They Know, the Better. Abstinence-Only HIV/AIDS Programs in Uganda. <http://www.hrw.org/sites/default/files/reports/ugandao305.pdf>, 16.5.2012.
- IGLHRC – International Gay and Lesbian Human Rights Commission (2007): Off the Map. How HIV/AIDS Programming is failing same-sex practicing people in Africa. <http://www.iglhrc.org/binary-data/ATTACHMENT/file/000/000/6-1.pdf>, 16.5.2012.
- IGLHRC – International Gay and Lesbian Human Rights Commission (2009): Uganda Action Alert: Dismiss the Anti-Homosexuality Bill, 16.10.2009. <http://www.iglhrc.org/cgi-bin/iowa/article/takeaction/partners/989.html>, 16.5.2012.
- Illkaracan, Pinar/Jolly, Susie (2007): Gender and Sexuality. Overview Report. Sussex: BRIDGE, Institute of Development Studies.
- Kuhanen, Jan (2008): The Historiography of HIV and AIDS in Uganda. In: History in Africa 35 (1), 301-325.

- Lancaster, Carol (2008): *George Bush's Foreign Aid*. Washington: Center For Global Development.
- Larsen, Max Deen (2005): *Religiöser Fundamentalismus in den USA. Eine historische Perspektive*. In: Haas, Siegfried/Riesebrodt, Martin/Six, Clemens (Hg.): *Religiöser Fundamentalismus. Vom Kolonialismus zur Globalisierung*. Innsbruck: Studienverlag, 69-89.
- Lenke, Karin/Piehl, Mathilda (2009): *Women Who have Sex with Women in the Global HIV Pandemic*. In: *Development* 52 (1), 91-94.
- Patton, Cindy (1990): *Inventing 'African AIDS'*. In: *new formations* 10, 25-39.
- PEPFAR (2005): *Engendering Bold Leadership: The President's Emergency Plan For AIDS Relief. First Annual Report to Congress*. <http://www.state.gov/documents/organization/43885.pdf>, 16.5.2012.
- Petchesky, Rosalind P. (1981): *Antiabortion, Antifeminism and the Rise of the New Right*. In: *Feminist Studies* 7 (2), 206-246.
- Petchesky, Rosalind (2001): *Sexual Rights. Inventing a Concept, Mapping and International Practice*. In: Blasius, Mark (Hg.): *Sexual Identities, Queer Politics*. Princeton: University Press, 118-140.
- Pigg, Stacy Leigh (2005): *Globalizing the Facts of Life*. In: Adams, Vincanne/Pigg, Stacy Leigh (Hg.): *Sex in Development*. Durham/London: Duke University Press, 39-65.
- Schmid, Barbara (2007): *Sexuality and Religion in the Time of AIDS*. In: Maticka-Tyndale, Eleanor/Tiemoko, Richmond/Makinwa-Adebusoye, Paulina (Hg.): *Human Sexuality in Africa. Beyond Reproduction*. Auckland Park: Jacana Media, 187-198.
- SMUG (o.J.): *Sexual Minorities Uganda*. <http://sexualminoritiesuganda.net>, 2.2.2013.
- UNICEF (o.J.): *How widespread is the AIDS epidemic?* http://www.unicef.org/aids/index_epidemic.html, 16.5.2012.
- US Leadership Act (2003): *United States Leadership Against HIV/AIDS, Tuberculosis, and Malaria Act of 2003*. <http://www.state.gov/documents/organization/30368.pdf>, 16.5.2012
- USAID (2002): *What Happened in Uganda? Declining HIV Prevalence, Behavior Change, and the National Response*. September 2002. http://www.usaid.gov/our_work/global_health/aids/Countries/africa/uganda_report.pdf, 16.5.2012.
- USAID (2004): *\$100 Million in Abstinence-Focused Grants for HIV/AIDS Prevention Awarded Under President Bush's Emergency Plan for AIDS Relief*. Press Release, 5.10.2004. <http://www.usaid.gov/press/releases/2004/pro41005.html>, 16.5.2012.
- Waal, Alex de (2006): *Aids and Power. Why there is no political crisis – yet*. London/New York: Zed Books.
- Walle, Nicolas van de (2010): *US Policy Towards Africa: The Bush Legacy and Obama Administration*. In: *African Affairs* 109 (434), 1-21.

Abstracts

Mit der Gründung des *President's Emergency Plan for AIDS Relief* (PEPFAR) 2003 machte die US-Regierung unter George W. Bush HIV/AIDS zum Schwerpunktthema ihrer Entwicklungspolitik. Unter dem Einfluss der religiösen Rechten setzte PEPFAR in der Präventionsarbeit vor allem auf Werte wie Enthaltbarkeit und Treue innerhalb der Ehe, vernachlässigte dabei umfassende Sexualaufklärung und strich Förderungen für Organisationen, die sich für eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Sexarbeiter_innen oder legalen Zugang zu Abtreibungen einsetzten. Der Artikel diskutiert negative Auswirkungen dieser Politik für Frauen und sexuelle Minoritäten und die Rolle der US-Regierung als politisch und finanziell bedeutender Akteur_in, die mit PEPFAR in zentralen Punkten einer Etablierung sexueller Rechte in der internationalen HIV/AIDS-Arbeit widerspricht.

With the implementation of the President's Emergency Plan For AIDS Relief (PEPFAR) in 2003, the U.S. government and President George W. Bush made HIV/AIDS a key issue of US development policy. Influenced by the Religious Right, PEPFAR focused on promoting abstinence and fidelity in marriage, neglected comprehensive sex education, and cut funding for organisations that advocated equal cooperation with sex workers and access to legal abortions. This article sheds light on the negative repercussions of this policy for women and sexual minorities and the role of the US government as a politically and financially powerful player, which, with PEPFAR, went against the establishment of sexual rights in international HIV/AIDS work.

Bernadette Schönangerer
bernadette.schoenangerer@gmail.com

KATHARINA FRITSCH

**Hautbleichen als dekolonisierende Praxis? Eine Anwendung
des Performativitätskonzepts auf die Körperpraxis des
Hautbleichens tansanischer Mittelklasse-Frauen**

1. Einleitung

„My complexion is better than ever [...] brown skin“ – in ihrem Song *Mi Nah Rab* kritisiert die jamaikanische Reggae Künstlerin Queen Ifrica die weltweit verbreitete Praxis des Hautbleichens nicht-weißer Frauen¹. In den letzten Jahren führte diese Körperpraxis, welche auch auf dem afrikanischen Kontinent und in der so genannten afrikanischen Diaspora häufig vorkommt, sowohl im wissenschaftlichen als auch im medialen Bereich vermehrt zu Diskussionen. Die meisten Analysen sind in der Medizin, der Pharmazie und der Psychologie angesiedelt und lassen eine Tendenz zur Pathologisierung von Hautbleichen als exklusiv ‚schwarzem Problem‘ erkennen (Mire 2000). Dem gegenüber stellen Theoretiker_innen der Gender Studies (Mire 2000; Thomas 2009), Kritischen Weißseinsforschung (Castro Varela/Dhawan 2005) und Postkolonialen Theorie (Pierre 2008) Hautbleichen in einen Kontext globaler weißer Hegemonie. Die Körperpraxis wird im Verhältnis zu derzeit existierenden ‚Rassen‘-, Klassen- und Geschlechterverhältnissen betrachtet, aufgrund derer Weißsein als Norm und Nicht-Weißsein als das davon Abweichende definiert wird (McClintock 1995: 40ff; Mire 2000; Pierre 2008: 12). Meine Analyse reiht sich in die zuletzt genannten kritischen Herangehensweisen an Hautbleichen ein, wobei mein Fokus auf einer Hinterfragung von Weißsein als Norm in diesem Zusammenhang liegt. Aus diesem Grund greife ich auch auf feministische Auseinandersetzungen mit Kosmetik- und Schönheitschirurgie (Bordo 1999; Davis 1995, 2003) zurück. Diese haben das emanzipatorische Potenzial solcher, auf ‚den ersten Blick‘ ausschließlich unterdrückerischer, Körperpraxen thematisiert. In Foucaultschen Begrifflichkeiten

gesprochen geht es um das Spannungsfeld zwischen Normalisierung und Subversion, welche ihm zufolge immer zusammen gedacht werden müssen (Foucault 2005: 261f). Der Begriff der Normalisierung umfasst die vielfältigen „Prozeduren und Praktiken, die durch normative Regelungen nicht abgedeckt und gerade in ihren normalisierenden Effekten durch Normen oft nicht erfasst werden“ (Lorey 2007). Der Fokus liegt dabei auf alltäglichen Praktiken, die auch den Körper mit einschließen (Foucault 2005: 74ff). Der dadurch entstehende Spielraum zwischen Normen und Normalisierungspraktiken eröffnet Möglichkeiten der Nichtkonformität bis hin zu Widerstand (Lorey 2007).

So sieht Shirley Anne Tate (2010: 204) Hautbleichen als eine Körperpraxis, in der es mehr um ein *browning* anstatt um ein *whitening* gehen würde, welches auch in dem anfangs angeführten Zitat von Queen Ifrica angesprochen wird. In Tansania wird dieses in der ‚Ideal-Hautfarbe‘ *maji ya kunde*, braun in Swahili, und der damit einhergehenden idealen Subjektivierungsform der *light beauty* verkörpert. Tate plädiert demnach für eine Dekolonisierung der Perspektiven auf Körperpraxen, die im ersten Moment ‚nur‘ hinsichtlich weißer Hegemonie zu analysieren seien.

Im folgenden Beitrag möchte ich eine solche dekolonisierende Perspektive auf die Praxis des Hautbleichens tansanischer Mittelklasse-Frauen in Dar es Salaam einnehmen. In diesem Kontext spielt auch meine eigene Position als weiße, weibliche, Akademikerin eine bedeutende Rolle und muss kritisch hinterfragt werden, da mein als ‚weiß‘ wahrgenommener Körper in den Interviews sowohl als Ideal als auch als das Andere immer wieder zum Thema wurde. Im Folgenden geht es demnach sowohl um mein Weißsein, als auch um viele andere Formen von Weißsein, Schwarzsein und darüber hinaus.

Unter Bezugnahme auf Judith Butlers (1995) Performativitätskonzept fasse ich Hautbleichen als performative Körperpraxis, welche sowohl zu einer Reproduktion bestehender Normen als auch zu deren Subversion führen kann. In diesem Sinne gehe ich im Folgenden sowohl auf die normalisierenden als auch die subversiven Effekte von Hautbleichen im Kontext von Dar es Salaam und vor dem Hintergrund von Weißsein als Norm ein. Eine intersektionelle beziehungsweise interdependente Perspektive (Walgenbach et al. 2007) einnehmend verstehe ich Weißsein nicht nur als Rassialisierung, sondern als verwoben mit anderen Strukturkategorien wie vor allem Geschlecht und Klasse.

Der Beitrag ist in drei Teile gegliedert: Zum Einstieg lege ich meine Auffassung von Hautbleichen als performativer Körperpraxis vor allem unter Bezugnahme auf Butler dar. Dann setze ich Hautbleichen in den Kontext einer Genealogie eines „Waren-Rassismus“ (McClintock 1995). Im dritten Abschnitt arbeite ich Hautbleichen einerseits als Normalisierung im Sinne eines *Passing* und andererseits, eine dekolonisierende Perspektive einnehmend, als potentiell queer und dekolonisierend heraus. Dieser baut auf meiner empirischen Forschung zu Hautbleichen unter tansanischen Mittelklasse-Frauen in Dar es Salaam im August/September 2010 auf (Fritsch 2011).

2. Hautbleichen als performative Körperpraxis

„[S]kin bleaching is not about imitating a white ideal but about presenting the original ‚browning‘ as a construction in a way which is meaningful to the bleacher and which in turn makes his Blackness clear“ (Tate 2010: 204).

In ihrem Beitrag *Not all the Women Want to be White: Decolonizing Beauty Studies* bezeichnet Tate (2010: 197) Körperpraxen wie Hautbleichen, Haareglätten oder -blondieren innerhalb der *Black Atlantic Diaspora* als „race-ing stylization technologies“. Diese würden weniger eine Imitation eines vermeintlich weißen Ideals darstellen, vielmehr ginge es um eine Rekonfigurierung von Schwarzsein und *black beauty* im Sinne eines *browning*. In diesem Kontext spricht sie sich für eine Auffassung von ‚Rasse‘ und ‚Schönheit‘ als performativ aus, wodurch es zu Umdeutungen und Umformungen bestehender Rassialisierungen kommen könne. Dieses Verständnis von ‚Rasse‘ als performativ (Rottenberg 2003: 436-438; Tate 2010: 203-205) aufnehmend scheint mir Butlers (1995) Konzept der Performativität zentral, mit dem (vergeschlechtlichte und sexualisierte) Körperlichkeit(en) als fluide aufgefasst werden können. Im Mittelpunkt stehen die mehrdimensionalen, nicht kausalen und linearen Verhältnisse zwischen diskursiver Macht, performativen Praxen und Formen von *Embodiment*.

Mit dieser Vorstellung von Körper folgt Butler Michel Foucault's (1988) „politics of the body“, dem zufolge Subjekte und deren Körper immer im Verhältnis zu bestehenden Machtkonstellationen gedacht werden müssen.

Foucault (2005: 79, 228-232) begreift Macht als multi-dimensional, sprich nicht primär in Staatsapparaten zentralisiert, sondern in alltäglichen Praktiken materialisiert. Macht stellt in seinem Sinne etwas Produktives dar, welches bestimmte Subjekte inklusive deren Körper legitimiert und andere delegitimiert (Foucault 2003: 241, 2005: 240). Für Butler (1995: 22) sind Körper nun „die produktivste Wirkung von Macht überhaupt“. Doch weist sie darauf hin, dass Subjekte einschließlich ihrer Körper nie gänzlich durch Diskurse konstituiert sind: „Hence, subjection is neither simply the domination of a subject nor its production, but designates a certain kind of restriction in production, a restriction without which the production of the subject cannot take place, a restriction through which that production takes place“ (Butler 1997: 83).

Demnach ermöglichen Machtverhältnisse erst Subjektivierungsprozesse, beschränken diese jedoch zugleich. Das bedeutet, es gibt immer mehr als die zu einem bestimmten Zeitpunkt, in einem bestimmten Kontext legitimierten Subjektivierungsformen. Butlers Konzept der Performativität richtet den Blick nun auf die Rolle performativer (Körper-)Praxen hinsichtlich der Herstellung von Subjektivierung und damit verbundenen Formen von *Embodiment*: „Mit dem Konzept des ‚Embodiment‘ ist davon auszugehen, dass sich gesellschaftliche und politische Ordnungen in die Subjekte ‚einkörpern‘, von ihnen ‚verkörpert‘ werden, dass – mit Foucault gesprochen – ‚Körperpraxen‘ als wesentliche Schaltstellen fungieren im Gefüge von Normierung und Selbstzurichtung, Sorge für sich und Subversion“ (Hacker 2012: 78f).

Ob performative Praktiken nun zu Normalisierung oder Subversion führen, hänge, so Butler (1995: 169f, 1997: 10-18, 2004: 217), vom Kontext und der Rezeption der Umgebung ab. Dabei bezieht sie sich auf das sprachphilosophische Konzept der Reiteration (Austin 1972; Derrida 1988), welches besagt, dass Wiederholungen aufgrund der immer währenden Verschiebung von Bedeutung nie identisch mit dem zu Wiederholenden sein können, wodurch Möglichkeiten der Veränderung und Subversion entstünden (Butler 1995: 35-40).

Ein solches Spannungsfeld zwischen Normalisierung und Subversion wird auch beim Hautbleichen deutlich. In ihrem Beitrag *Surgical Passing. Or why Michael Jackson's nose makes ‚us‘ uneasy* bezeichnet Kathy Davis (2003: 86) Hautbleichen als „surgical passing“, wodurch internalisierter

Rassismus körperlich sichtbar werde. Tate (2010: 201) hingegen spricht sich – und somit komme ich zu dem anfangs angeführten Zitat zurück – gegen Vorstellungen von *Passing* bezogen auf Körperpraxen wie Hautbleichen aus, da es vielmehr um Differenzierungen innerhalb von Schwarzsein gehe. ‚Rasse‘ und damit Weißsein und Schwarzsein als performativ und Hautbleichen als performative Körperpraxis zu fassen, ermöglicht demnach eine breitere Analyse solcher *race-ing technologies*, die auf den ersten (weißen) Blick als ‚reine‘ Imitation von Weißsein als Ideal erscheinen. Diesem Spannungsfeld soll im weiteren Verlauf des Beitrags mit der Gegenüberstellung von Hautbleichen als *Passing* und als dekolonisierender Praxis Rechnung getragen werden.

Unter Bezugnahme auf Katharina Walgenbach et al. (2007) begreife ich die Strukturkategorie ‚Rasse‘ als interdependent, sprich immer als abhängig von anderen Kategorisierungen, vor allem Klasse und Geschlecht. Meine folgende Analyse wird demnach hinsichtlich der Praxis des Hautbleichens den Blick auf das Zusammenspiel vor allem dieser drei Kategorisierungen lenken. Damit geht meine Analyse auch weg von einer rein diskursiven Ebene hin zu einer Einbettung von Hautbleichen in spezifische politökonomische Verhältnisse, was ich mithilfe der Genealogie des ‚Waren-Rassismus‘ von Anne McClintock (1995: 33) herausarbeiten werde.

3. Von der Seife zu Hautbleichprodukten

In ihrem Buch *Imperial leather. Race, Gender and Sexuality in the colonial context* gibt McClintock (1995) Einblicke, wie Weißsein im kolonialen Kontext durch verschiedene Körperpraxen und -inszenierungen performativ hergestellt wurde. Zentral seien dabei der viktorianische Domestizierungskult und die Entstehung eines Waren-Rassismus gewesen, über den alle, sowohl die Metropolen als auch die Kolonien, an „the civilizing mission‘ in progress“ (Hall 2001: 333) teilhaben konnten: „Commodity racism – in the specifically Victorian forms of advertising and photography, the imperial Expositions and the museum movement – converted the narrative of imperial Progress into mass-produced *consumer spectacles*“ (McClintock 1995: 33). Weiße Hegemonie wurde somit erst performativ durch Waren und damit verbundene Lebensweisen und Körperpraxen

hervorgebracht. Christine Hanke spricht in diesem Kontext von einer „ontologischen Leere“ (2006: 112f), da der Begriff ‚Rasse‘ und damit auch ‚Weißsein‘ stetig mit neuen Inhalten gefüllt werden muss, um Bestand zu haben.

Der viktorianische Haushalt der Metropole wurde zum zentralen Ort der Inszenierung weißer, bürgerlicher Ideale wie „monogamy (‚clean‘ sex, which has value), industrial capital (‚clean‘ money, which has value), Christianity (‚being washed in the blood of the lamb‘), class control (‚cleansing the great unwashed‘) and the imperial civilizing mission (‚washing and clothing the savage‘)“ (McClintock 1995: 208). Als Fetisch fungierte dabei die Seife, welche versprach, Arbeiter_innen von ihrem arbeitsbedingten Dreck, bürgerliche Frauen und Hausangestellte von der schmutzigen Hausarbeit und kolonisierte Menschen von ihrer Hautfarbe ‚rein zu waschen‘. Für das weiße Bürger_innentum hingegen wurde Waschen gerade deshalb zur zentralen Körperpraxis, um die angeblich ‚natürliche Reinheit‘ stetig performativ zu reproduzieren (McClintock 1995: 168ff; vgl. Habermann 2008: 232).

In ihrem Buch *„Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“*. *Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich* verdeutlicht Katharina Walgenbach (2005) die Performativität von Weißsein anhand der Rolle deutscher, weißer Kolonialistinnen. Als „Kulturträgerinnen“ (ebd.: 195) in die Kolonien geschickt sollten sie europäische zivilisierte Verhaltensweisen und Werte in die Kolonien ‚bringen‘. Weißsein wurde vor allem mit Lebensführung und ‚Rassebewusstsein‘ verbunden, der weibliche, weiße, bürgerliche Körper wurde zum Sinnbild von „Moral“ und „Zivilisation“ auserkoren (ebd.: 195ff). Die Performativität von Weißsein ermöglichte es kolonisierten, nicht-weißen Menschen, in die ‚Gemeinschaft der Weißen‘ aufgenommen zu werden, indem sie sich bestimmte Praxen wie ‚angemessene Lebensführung‘, ‚moderne Kleidung‘ oder das Erlernen der Kolonialsprache aneigneten (Fanon 1976: 17ff; Prah 2006: 94). Sie mussten sich, um es unter Bezug auf Frantz Fanons (1967) bedeutsames Werk *Black Skin, White Masks* auszudrücken, ‚weiße Masken‘ aufsetzen.

Hautbleichprodukte können nun, so meine Annahme, als neu auf dem Markt auftauchende ‚weiße Masken‘ gelesen werden. Die Norm bilden weiterhin westlich konnotierte Körper – wie es Friederike Habermann (2008) in ihrem Buch *Der homo oeconomicus und das Andere* allgemein in

Bezug auf die neoliberale Restrukturierung von Geschlechter-, Klassen- und ‚Rassen‘verhältnissen im globalen Norden herausgearbeitet hat. Entgegen neoliberaler Rhetorik angeblicher Chancengleichheit seien vor allem Frauen und nicht-weiße Menschen gezwungen, sich dem Manager-Ideal – schlank, weiß und männlich – durch verschiedenste Körperpraxen wie Diäten, Haareglätten oder auch Hautbleichen performativ anzunähern (ebd.: 260f). bell hooks (1994: 36-43, 218) bezeichnet weiße Hegemonie in diesem Sinne als „Terror“, welcher sich hinter dem in Werbungen propagierten Pluralismus verstecke. Doch hätten visuelle Repräsentationen des Anderen laut Stuart Hall (1997: 183) auch zu Neuverhandlungen hegemonialer und nicht-hegemonialer Subjektivierungsformen geführt: „As with other new forms of the dominant cultural postmodern – such as homogenization and absorption, plurality and diversity – so local forms of local opposition and resistance are going through a transformative phase“. In diesem Spannungsverhältnis zwischen Normalisierung und Subversion verorte ich auch die Geschichte des Hautbleichens.

Schon im antiken Griechenland bekannt, ist Hautbleichen keineswegs ein ‚modernes‘ Phänomen. Dennoch erfuhr es mit der Etablierung der kosmetischen Chirurgie im 19. Jahrhundert einen zentralen Aufschwung. Waren die erste Zielgruppe vornehmlich europäische Frauen, die in den USA und kolonialisierten Gebieten lebten, gerieten um die Jahrhundertwende vorwiegend schwarze Frauen in den Fokus der Hautbleichindustrie. Von schwarzen Emanzipationsbewegungen Anfang des 20. Jahrhunderts wurden solche Körperpraxen als Verleugnung ‚schwarzer Identität‘ kritisiert. Lynn M. Thomas (2009: 197) und Treva B. Lindsey (2011: 102) hingegen betonen, dass durch den Konsum solcher *black cosmetics* schwarze Subjektivierungsformen vor allem für schwarze Frauen in den USA und Südafrika neu definiert wurden. Schönheitspraktiken hätten, so Lindsey (ebd.), für Frauen innerhalb des *New Negro Movement* Möglichkeiten von Selbstbestimmung und Autonomie dargestellt. Ab den 1950 und 1960er Jahren gelangten Hautbleichprodukte, vornehmlich in Südafrika produziert, auch in andere afrikanische Länder (Thomas 2009: 205).

Allerdings vermehrten sich mit der Verbreitung von Hautbleichprodukten in verschiedensten, gerade unabhängig gewordenen afrikanischen Ländern auch die Kritiken. So wurden 1968 im Rahmen der programmatischen Umsetzung eines afrikanischen Sozialismus – in Tansania unter

dem Swahili-Namen *Ujamaa* bekannt – Hautbleichprodukte zusammen mit anderen ‚westlich‘ konnotierten Fashion- und Lifestyle-Attributen verboten (Ivaska 2005: 101; vgl. Burgess 2002). Nach einer Öffnung des Marktes angesichts der Schuldenkrise in den 1980ern kam es zu einem erneuten Anstieg an hautbleichenden Produkten (Nchimbi 2005: 2). Seit 2003 wird der Verkauf von Kosmetikprodukten, die gesundheitsschädliche Wirkstoffe wie Hydrochinon, Quecksilber oder Steroide beinhalten, durch den *Tanzania Food, Drugs and Cosmetics Act* reguliert. Seitdem sind rund 222 Produkte verboten worden. Die Bandbreite an Hautbleichprodukten auf dem größten Markt in Dar es Salaam, *Kariakoo*, zeugt jedoch weiterhin von einem weit verbreiteten Handel. Richard, einem Kosmetikhändler, zufolge stellt das Kosmetik-Business eines der derzeit lukrativsten in Dar es Salaam dar: „All the rich people are in the cosmetic business. There is no other business like the one of cosmetics which brings as much money as this one“ (Interview Richard).

4. Hautbleichen in Dar es Salaam: zwischen Passing und Subversion

Im Folgenden möchte ich anhand von Teilen meines empirischen Materials das Spannungsfeld zwischen Normalisierung und Subversion hinsichtlich der Körperpraxis des Hautbleichens in Dar es Salaam herausarbeiten und sie dabei sowohl als Form des *Passing* als auch als Praxis mit dekolonisierendem Potential verstehen.

Das von mir in diesem Beitrag behandelte Material umfasst achtzehn qualitative, problemzentrierte Interviews. Zentrale Interviewpartnerinnen waren dabei einerseits Mittelklasse-Frauen in Dar Salaam, die hautbleichende Produkte verwenden²; andererseits führte ich Interviews mit Menschen, die im *Beauty Business* tätig sind und weiteren Personen, deren Funktionen im Verlauf des Textes erläutert werden. Zwei Eingrenzungen wurden dabei vorgenommen: Einerseits konzentriere ich mich ausschließlich auf Frauen, da Hautbleichen in Tansania eine vornehmlich auf Frauen zentrierte Körperpraxis darstellt (Fritsch 2011: 92-100; Lewis et al. 2011: 29)³. Andererseits richte ich den Fokus auf Frauen, die der Mittelklasse zugeordnet werden können. Dies hatte forschungspraktische Gründe, da sie für mich zugänglicher waren, aber auch theoriegeleitete, da ich mich an

Diskussionen in der Literatur um Mittelklasse-Frauen im globalen Süden als zentrale Konsumentinnen orientierte (Nchimbi 2005: 14; Peterson 2003: 80-84, 148)⁴.

4.1 Hautbleichen als *Passing*

Wenn Frau Haut bleicht, ist Frau jemand – „She has made it“ – erklärten mir Hadija (32) und Amina (30), zwei selbstständige Kleiderverkäuferinnen in einem Interview. Ich möchte Hautbleichen nun als eine Praxis analysieren, welche vor allem für Frauen der Unter- und Mittelklasse eine Möglichkeit darstellt, ihre soziale Position zu verbessern (Fritsch 2011: 116-118). Mein Fokus liegt daher auf der Strukturkategorie Klasse, wobei deren Verschränkung mit anderen immer wieder aufgezeigt wird. Hautbleichen fungiert demnach als eine Form des *Passing*, womit Subjektivierungsprozesse bezeichnet werden, bei denen eine Person eine andere oder neue Identität – meist bezogen auf ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht – annimmt, mit der im Gegensatz zu der vorherigen Privilegien verbunden sind (Davis 2003: 77).

„You know, the way we see people in Tanzania, for example perhaps a person who works, she has her income, she has her possibilities [...] but you will see that she does not like to bleach. But a great percentage of people of the lower class they like to use these creams. But a person who has the possibility doesn't like it, she likes her skin to be soft and light. [...] We here like it, we like to be white but advocates you don't see white ones“ (Interview Hadija und Amina). Hadija und Amina zufolge bleicht die Oberklasse nicht. Eine solche Auffassung wird von Mai Martha, einer der derzeit bekanntesten TV Moderatorinnen Tansanias und selbst Verkäuferin von Hautbleichprodukten, widerlegt. Sie erläutert: „A lot of the people who like to be white come from the middle and the upper class“ (Interview Mai Martha). Hautbleichen zieht sich demnach durch alle Klassen, der Unterschied liegt nun jedoch in der Bezeichnung der Praxis selbst. Laut Hadija und Amina und weiteren interviewten Frauen creme die Oberklasse ihre Haut „weich und hell“, während vor allem die Unterklasse ihre bleiche. Im Swahili spiegeln sich diese angeblich unterschiedlichen Körperpraxen in zwei Termini für Bleichen wider: *Kujichubua* bedeutet ‚bleichen‘ im Sinne von ‚sich abschrubben‘, während *kung'arisha* mit ‚sich aufhellen‘

beziehungsweise ‚die Haut weich machen‘ übersetzt werden kann. Laut Erich Leitner, Direktor der Gesellschaft Österreichischer Chemiker Wien, sind Unterschiede zwischen ‚bleichenden‘ und angeblich nur ‚aufhellenden‘ Produkten chemisch nicht nachvollziehbar (Interview Erich Leitner). Dies deutet darauf hin, dass diese, auf dem Markt propagierte Unterscheidung eine Möglichkeit darstellt, Klassenunterschiede über Rassialisierung zu reproduzieren. So erklärt Fred Maisaga, Arzt und Verkäufer von Kosmetikprodukten im S.H. Amon Cosmetic Supermarket im Zentrum von Dar es Salaam, dass sie nur ‚hochwertige‘ Produkte verkauften, welche die Haut aufhellen beziehungsweise ihr ‚natürliches Hellsein‘ im Sinne einer Renaturalisierung herbeiführen: „Lightening is not bleaching. [...] You know a person’s skin when s_he is born [...] the skin is like here [he is showing to the inner side of my forearm; Anm. KF], all right? Something which lightens you up, will be like here [the inner side of the forearm; Anm. KF], it can’t exceed that“ (Interview Fred Maisaga).

Über die ‚Art‘ des Hautbleichens und die damit verbundenen Produkte können Frauen nun ihrer sozio-ökonomischen Position körperlich Ausdruck verleihen. Indem Hadija und Amina ihre Bleichpraxis bestärken – „We here like it, we like to be white“ – distanzieren sie sich einerseits von der Oberklasse und machen damit auf die Verschränkung von ‚Rasse‘ und Klasse aufmerksam. Denn, wer eine bestimmte sozio-ökonomische Position innehat, braucht sich nicht zu bleichen. Für Hadija und Amina, von der Mittelklasse kommend, fungiert Hautbleichen jedoch insofern als eine Form des *Passing*, als dass sie für ihre Praxis mit *kung’arisha* dieselbe Bezeichnung benutzen wie die Oberklasse. Indem sie betonen, dass sie bessere Produkte (ca. 12 Euro) als jene, welche auf der Straße unter der Bezeichnung *mkorogo* zu kaufen sind, verwendeten, distanzieren sich Hadija und Amina über ihre Körperpraxis von Unterklasse-Frauen. Im Gegensatz zu diesen billigen, oft schädigenden Bleichprodukten hätten sie einen sorgfältigen Umgang mit ihren Produkten. Klassenunterschiede gehen demnach auch mit einem Wissen über die Körperpraxis und damit mit einem „Wissen am Körper“ (Hirschauer 2008: 974) einher.

Die Frage des Wissens über den Umgang mit dem eigenen Körper hinsichtlich Hautbleichen wird auch von anderen interviewten Frauen angesprochen, wie beispielsweise von Janet, einer 24-jährigen Frisörin und Jura-Studentin am Institute of Adult Education. Sie benutze haut-

bleichende Produkte schon seit ungefähr fünf Jahren und habe starke Nebenwirkungen in Form von Hautschäden davon getragen. Um Hautschäden zu vermeiden, wende sie *Caro Light* nur noch jeden dritten Tag an. Obwohl dieses Bleichprodukt eines der in Tansania weit verbreitetsten (ca. 2 Euro) darstellt, bezeichnet Janet ihre Körperpraxis in Abgrenzung zur Unterklasse als nur ‚aufhellend‘ und nicht mehr ‚bleichend‘ sowie ‚sorgfältig und wissend‘ und somit im Sinne von *kung'arisha*.

Hellsein impliziert demnach eine höhere sozio-ökonomische Position, einhergehend mit mehr Bildung und damit mehr ‚Wissen am Körper‘. „These days if you are black, [...] you seem like a lout“ (Interview Haifa). Diese Aussage Haifas, einer 28-jährigen selbstständigen Kleiderverkäuferin, spiegelt die im theoretischen Teil angesprochenen Assoziationen von weißer oder auch heller Haut mit ‚Moderne‘, ‚Zivilisation‘ und auch ‚Schönheit‘ und dunkler Haut mit ‚Rückständigkeit‘ wider (McClintock 1995: 40ff). Der Begriff *lout* wurde vom Swahili-Wort *mshamba* übersetzt, das einerseits auf dem Land lebende Menschen bezeichnet, andererseits ein Begriff für ‚Lümmel‘ ist.

Die Bedeutung von Hautbleichen als Körperpraxis wird speziell für die Unter- und Mittelklasse zu einer Möglichkeit, über Konsum am ‚modernen, entwickelten Stadtleben‘ teilzuhaben. Ihre Körper werden somit zur Verkörperung städtischer ‚Moderne‘ und ‚Zivilisation‘. In diesem Sinne merken die zwei Hausangestellten Alice (23) und Brenda (26) an: „Some don't have water or food but they have their lotion“ (Interview Alice und Brenda). Im Gegenzug bedeutet das Aufhören mit Hautbleichen den Verlust des mit dieser Körperpraxis potenziell einhergehenden sozialen Aufstiegs, wie es Glorys Befürchtungen ausdrücken. Die 35-jährige Barkeeperin will nach über zehn Jahren ihre Bleichpraxis aufgeben. Doch drückt sie im Interview ihre Angst vor den abfälligen Reaktionen ihrer Umgebung aus. Aufhören würde nämlich suggerieren, dass sie nicht mehr genug Geld dafür hätte, und dadurch einem sozialen Abstieg gleichkommen (Interview Glory).

Im Zusammenhang mit der Konsumfrage tritt die Bedeutung des Haushalts in den Vordergrund und damit die Rolle von Mittelklasse-Frauen als zentrale Konsumentinnen (Nchimbi 2005: 14). Konsumiert werden soll ‚Schönheit‘ beziehungsweise, wie es Jokate Mwegelo, Studentin der Politikwissenschaft an der University of Dar es Salaam, kritisch anmerkt: „So you hear ‚women should just be like flowers, should just look beautiful““

(Interview Jokate Mwegelo). Die (tägliche) Beschäftigung von Mittelklasse-Frauen in Dar es Salaam scheint nun darin zu bestehen, sich und ihre Familie in ‚gepflegter‘ Form, verkörpert in der *light beauty*, zu repräsentieren, was bestimmte Schönheitspraktiken wie beispielsweise Hautbleichen impliziert. Dadurch ‚verblassen‘ all jene reproduktiven Arbeiten, die zum Erhalt dieser Haushalte benötigt werden: Sichtbar ist primär die ‚produktive‘ Tätigkeit der Ehemänner oder Partner und die Verkörperung der sozio-ökonomischen Situation des jeweiligen Haushaltes durch die ‚angemessene Schönheit‘ ihrer Ehefrauen oder Partnerinnen. Der im theoretischen Teil angesprochene Domestizierungskult erscheint daher mit neuen ‚Gesichtern‘. Ähnlich dem viktorianischen bürgerlichen Haushalt des 19. Jahrhunderts (McClintock 1995: 162f) wird der tansanische Mittelklasse-Haushalt zum Ort der Inszenierung ‚bürgerlicher Reinheit‘, Hautbleichen zur (selbst-)domestizierenden Körperpraxis, in dessen Zentrum der weibliche, helle Mittelklasse-Körper als Repräsentationssymbol des Haushaltes steht (Fritsch 2011: 92-95).

Doch stellt die *light beauty* nicht nur eine Reproduktion bestehender, vergeschlechtlicher und rassialisierender Schönheitskonstruktionen dar, vielmehr können auch Formen der Aneignung ausgemacht werden. Da die *light beauty* die *white beauty*, die weiße bürgerliche westliche Haus- und Ehefrau, abgelöst hat, kann sie auch als Subversion gegenüber Weißsein als Norm angesehen werden. Um diese subversiven Momente herauszustreichen, möchte ich im Folgenden eine queere und dekolonisierende Perspektive auf Hautbleichen und die *light beauty* einnehmen.

4.2 Hautbleichen dekolonisierend lesen

„I want to hypothesise that the construction of whiteness, the way it has developed, it has been africanised.“ (Interview Chachage)

„I want to have a chocolate colour, it’s not black and not white.“ (Interview Janet)

In den Interviews ist oft nicht klar, ob die angestrebte Hautfarbe *maji ya kunde* nun zu Weißsein oder Schwarzsein zu zählen ist. Wörtlich übersetzt bezeichnet der Begriff das Wasser beim Kochen von Augenbohnen, erläutern Hadija und Amina. Er grenzt sich klar zu weiß, *mweupe*, und

schwarz, *mweusi*, ab, wie es Janet im obigen Zitat ausdrückt. Hellsein erscheint nun als eine Form rassialisierter Hybridität, da es weder Weißsein noch Schwarzsein zugeordnet werden kann. Doch wird in vielen Interviews auch eine Rückkoppelung von Hellsein an Schwarzsein vollzogen, wie beispielsweise in folgender Aussage von Haifa: „*Wazungu*⁵ are very white. *Arabs and Indians*⁶ have this kind of whiteness, yellowish. This one is more beautiful. People bleach in order to become like them“. Die *light beauty* wird dabei klar von einem Weißsein wie dem meinem abgegrenzt, wodurch es – so Chambi Chachage, Afrikawissenschaftler, Journalist und Policy-Berater, im obigen Zitat – ‚afrikanisiert‘ worden sei. Das ‚Afrikanisch-Sein‘ wird in vielen Interviews betont. So stellt Mary, 30-jährige selbstständige Verkäuferin von Telefonwertkarten, folgende rhetorische Frage: „Isn’t our origin black as your origin is white?“. Afrikanisch-Sein impliziere demnach Schwarzsein, jedoch, so fügt Mary im selben Interview an, destabilisiere Hautbleichen diesen ‚Ursprung‘ auch: „I leave my origin a bit“.

Hellsein im Sinne rassialisierter Hybridität scheint nun nicht nur Weißsein, sondern auch Schwarzsein in Frage zu stellen. Mary zufolge distanzieren sie sich durch Hautbleichen von ihrem ‚rassialisierten afrikanischen Ursprung‘, weil sie weiß werde: „It makes you white. You lose your own skin colour, it changes you. You start being white“. Aus einer postkolonialen, queeren Perspektive geraten De-Essentialisierungen von Weißsein und Schwarzsein in den Blick. Denn die Haut als ontologische ‚Essenz‘ rassialisierter Identität wird durch Hautbleichen, das die Synthese von Melanin verhindert, unterwandert (Mire 2000). Starkes Hautbleichen kann sogar einen ‚rassialisierten Wechsel‘ implizieren, oder wie es Alice und Brenda ausdrücken: „If she uses it [referring to a bleaching product; Anm. KF] too much, she will be like you“.

Doch werden in den Interviews auch immer wieder die angeblichen Grenzen rassialisierter Transgressionen angeführt. Infolgedessen wird oft zwischen ‚natürlichem Weißsein‘ und ‚künstlichem Weißsein‘ unterschieden. So erklärt Janet: „Like a *mzungu*, Arab or Indian, their whiteness is known. You know, like you, you are all right everywhere. But a black person who bleaches herself, there are differences“. Als ‚Natürlichkeitskriterium‘ werden von vielen Interviewten die Finger- und Zehenknorpel erwähnt, die sich nicht oder schwer bleichen ließen und an denen deshalb die ‚Künstlichkeit‘ erkennbar sei. In diesem Sinne ist eine ‚Renaturalisie-

rung‘ rassialisierter Körpervorstellungen zu beobachten, wodurch ‚natürliches Hellsein‘, vor allem jenes von Tansanier_innen ‚arabischer Herkunft‘, zum ultimativen Ideal auserkoren wird (Fritsch 2011: 121). Doch wird genau diese Unterscheidung zwischen angeblich ‚natürlichem‘ und ‚künstlichem Hellsein‘ auch unterwandert.

Die Praxis des Hautbleichens ist für viele Interviewte mit der Erfahrung von Hautschäden verbunden sowie Reaktionen der Umgebung, die ihnen zeigen, am ‚natürlichen Hellsein‘ gescheitert zu sein. Um keine Nebenwirkungen davon zu tragen, und um, wie es von Haifa betont wird, ‚natürlich hell‘ zu wirken, hat sich in bestimmten Milieus ein spezifischer Umgang mit Hautbleichen entwickelt, der als ‚gemäßigt‘ beschrieben werden kann. Hadija und Amina ist es im Gegensatz dazu eher egal, ob ihr Hellsein als ‚künstlich‘ wahrgenommen wird, Hauptsache, sie werden als ‚schön‘ empfunden. In einigen Interviews wurden Familienmitglieder, vor allem Eltern, als Gegner_innen von Hautbleichen angesprochen. Partner werden meist als Befürworter angegeben, wobei Brenda wiederum die kritische Haltung ihres Ehemannes gegenüber Hautbleichen betont. Viele der interviewten Frauen bekräftigen allerdings, dass das Bleichen ihre ‚eigenständige Entscheidung‘ sei, unabhängig davon, wie dies in ihrer Umgebung diskutiert werde (Fritsch 2011: 118-127).

Formen der Aneignung von Hautbleichen und der *light beauty* werden deutlich, wenn im Sinne einer *race-ing stylization technology* Hautbleichen „white looks‘ on black bodies“ cremt (Tate 2010: 200). Mit Homi K. Bhabha (1994: 85) kann dies als Mimikry verstanden werden, wobei es sich nicht um Prozesse der ‚reinen‘ Imitation handelt, sondern um eine Dezentrierung von „white beauty as iconic“ (Tate 2010: 201). Statt *passing as white* „[s]he is not passing for anything but herself, a Black woman“ (ebd.: 205). Hautbleichen kann somit ein dekolonisierendes Potenzial zugeschrieben werden, denn es geht, so Tate (ebd.: 205), darum, „different versionings of Black“ (ebd.: 205) zu ‚sein‘, zu verkörpern. Dabei handle es sich jedoch nicht um eine Re-Essentialisierung solchen Schwarzseins, schließlich würde das als Anders wahrgenommene durch nicht-weiße Körper angeeignet, wodurch angebliche Natürlichkeit durchbrochen werde (ebd.: 206).

Hautbleichen unterwandert somit die angeblich ‚natürliche Essenz‘ rassialisierten *Embodiments* und ‚künstliches‘ Bleichen soll ‚natürliches Hellsein‘ hervorbringen. Doch ist diese ‚Natürlichkeit‘ stetig davon

‚bedroht‘, als ‚künstlich‘ entlarvt zu werden – Hadija und Amina bestehen sogar nicht mehr auf einer angeblichen ‚Natürlichkeit‘ ihres Hellseins. Die Produktion von Hellsein als Form rassialisierten *Embodiments* wird so zu einem höchst instabilen Prozess, welcher die Grenze zwischen ‚Natürlichkeit‘ und ‚Künstlichkeit‘ verschwimmen lässt und damit die Performativität rassialisierten *Embodiments* an sich verdeutlicht.

5. Conclusio: Jenseits der Schwarz-Weiß-Dichotomie

In der vorangegangenen Analyse wurde Hautbleichen als performative Körperpraxis herausgearbeitet und dabei nicht nur die Reproduktion weißer Hegemonie analysiert, vielmehr auch subversive Momente in den (dekolonisierenden) Blick genommen. Gezeigt wurde einerseits, wie Hautbleichen speziell für Mittelklasse-Frauen in Dar es Salaam als eine Form von *Passing* fungiert und im Sinne einer konsumierenden Praxis über die *light beauty* ein sozialer Aufstieg möglich erscheint, der Teilhabe am ‚modernen, zivilisierten und entwickelten‘ Stadtleben verspricht. Andererseits hat eine dekolonisierende Perspektive subversive Momente von Hautbleichen gegenüber Weißsein als Norm aufgezeigt, vor allem durch Prozesse der Aneignung der *light beauty* vonseiten der interviewten Frauen. Hautbleichen kann demnach teilweise als dekolonisierende Körperpraxis begriffen werden. Dabei wurden die Momente angeblichen Scheiterns von *Passing* hervorgehoben, wodurch Möglichkeiten der Dezentrierung von Weißsein als Norm sowie ein Raum für andere Formen schwarzer Subjektivierung entstehen können.

Eine Rückbindung von Hautbleichen an Schwarzsein bedeutet jedoch nicht eine Renaturalisierung letzterer, vielmehr wird eben diese durch Hautbleichen herausgefordert. Zum einen wird die Haut als zentrales rassialisiertes Merkmal de-essentialisiert, zum anderen werden ‚weiße Looks‘ auf schwarzen Körpern performativ hervorgebracht, wodurch die Natürlichkeit sowohl von Schwarzsein als auch Weißsein in Frage gestellt wird. Hautbleichen ermöglicht somit, angeblich fixierte rassialisierte Grenzen entlang der Schwarz-Weiß-Dichotomie zu übertreten und bisher nicht wahrgenommene und spürbare Formen rassialisierten *Embodiments* zu eröffnen. Oder, wie es Butler hinsichtlich des Verhältnisses von Körper und Norm besch-

reibt: „As a consequence of being in the mode of becoming, and in always living with the constitutive possibility of becoming otherwise, the body is that which can occupy the norm in myriad ways, exceed the norm, rework the norm, and expose realities to which we thought we were confined as open to transformation“ (Butler 2004: 217).

- 1 Ich benutze den Begriff ‚nicht-weiß‘, außer es handelt sich um eine explizite ‚schwarze Subjektivierungsform‘, um auf die vielen nicht-weißen Positionen aufmerksam zu machen (Hacker 2005: 14f). Darüber hinaus setze ich die Begriffe ‚Weißsein‘, ‚Schwarzsein‘, ‚Nicht-Weißsein‘ und ‚Hellsein‘ nicht unter Anführungszeichen oder kursiv, wie des Öfteren üblich, um deren Konstruktionscharakter zu verdeutlichen. Vielmehr sehe ich jegliche Kategorien, sprich auch ‚Geschlecht‘, ‚Sexualität‘ etc., als konstruiert an, infolgedessen generell auf Anführungszeichen, mit einer Ausnahme beim Begriff der ‚Rasse‘, verzichtet wurde.
- 2 Mit der Ausnahme von Mai Martha, einer bekannten TV-Moderatorin, wurden alle Namen der interviewten Frauen, die hautbleichende Produkte verwenden, geändert, infolgedessen nur Vornamen als Synonyme angeführt werden. Manche der Interviewpartnerinnen werden gemeinsam angeführt, da sie zusammen interviewt wurden.
- 3 Daher habe ich die bleichende Person in den Interviews auch immer als weiblich übersetzt, obwohl Swahili in dieser Hinsicht kein Geschlecht kennt.
- 4 Ich bin mir der Problematik einer Rassialisierung meinerseits aufgrund einer vorherigen Eingrenzung der Interviewpartnerinnen auf ‚tansanische schwarze Mittelklasse-Frauen‘ bewusst. Meinem (weißen) Blick soll durch die verschiedenen Eigenwahrnehmungen vonseiten der interviewten Frauen auf ihre jeweiligen rassialisierten Positionen entgegen gewirkt werden.
- 5 Der Begriff *mzungu* (*wazungu* im Plural) galt ursprünglich Europäer_innen. Mittlerweile wird er allgemein für Menschen aus dem globalen Norden verwendet.
- 6 Die Begriffe *Arabs* and *Indians* wurden sinngemäß von den Swahili-Begriffen *wahindi* und *waarabu* übersetzt. Dabei handelt es sich um Bezeichnungen für Tansanier_innen, die Teil der ‚indischen‘ oder ‚arabischen Diaspora‘ in Tansania sind.

Literatur

- Austin, John L. (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam.
- Bhabha, Homi K. (1994): The location of culture. New York/London: Routledge.
- Bordo, Susan (1999): Feminism, Foucault and the politics of the body. In: Shildrick, Margrit/Price, Janet (Hg.): Feminist Theory and The Body. A Reader. Edinburgh: Edinburgh University Press, 246-257.

- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin.
- Butler, Judith (1997): *The psychic life of power*. Stanford: Stanford University Press.
- Butler, Judith (2004): *Undoing Gender*. New York/London: Routledge.
- Burgess, Thomas (2002): *Cinema, Bell Bottoms, and Miniskirts: Struggles over Youth and Citizenship in Revolutionary Zanzibar*. In: *The International Journal of African Historical Studies* 35 (2/3), 287-313.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): *Of Mimicry and (Wo)man: Desiring Whiteness in Postcolonialism*. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast, 318-337.
- Derrida, Jaques (1988): *Signatur Ereignis Kontext*. In: Engelmann, Peter (Hg.): *Randgänge der Philosophie. Jaques Derrida*. Wien: Passagen, 291-362.
- Davis, Kathy (1995): *Reshaping the female body. The Dilemma of Cosmetic Surgery*. New York: Routledge.
- Davis, Kathy (2003): *Surgical Passing: Or Why Michael Jackson's Nose Makes ,us' Uneasy*. In: *Feminist Theory* 4 (1), 74-92.
- Fanon, Frantz (1967): *Black Skin, White Masks*. New York: Grove Press.
- Fritsch, Katharina (2011): *Enlightening Tanzania. An analysis of power relations using case studies of Tanzanian women bleaching their skin*. Diplomarbeit am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien.
- Foucault, Michel (1988): *Technologies of the Self*. In: Martin, Luther H./Gutman, Huck/Hutton, Patrick H. (Hg.): *Technologies of the Self: A Seminar with Michel Foucault*. Cambridge: University of Massachusetts Press, 16-49.
- Foucault, Michel (2003 [1976]): *The society must be defended. Lecture of march 17th*. In: Bertani, Mauro/Fontana, Alessandro (Hg.): *Michel Foucault. The society must be defended. Lectures at the Collège de France 1975–1976*. New York: Picador, 239-265.
- Foucault, Michel (2005): *Analytik der Macht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermann, Friederike (2008): *Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation*. Baden-Baden: Nomos.
- Hacker, Hanna (2005): *Nicht Weiß Weiß Nicht: Überschneidungen zwischen Critical Whiteness Studies und feministischer Theorie*. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 16 (2), 13-27.
- Hacker, Hanna (2012): *Queer Entwickeln. Feministische und postkoloniale Analysen*. Wien: Mandelbaum.
- Hall, Stuart (1997): *The Local and the Global. Globalization and Ethnicity*. In: McClintock, Anne/Mufti, Amir/Shohat, Ella (Hg.): *Dangerous Liaisons. Gender, Nation & Postcolonial Perspectives*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 173-187.
- Hall, Stuart (2001): *The Spectacle of the ,Other'*. In: Wetherell, Margaret Taylor/Yates, Simon J. (Hg.): *Discourse Theory and Practice. A Reader*. London/New Delhi: Sage, 324-343.

- Hanke, Christine (2006): Diskursanalyse zwischen Regelmäßigkeiten und Ereignishaftem – am Beispiel einer Rassenanthropologie um 1900. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd. 1. Theorien und Methoden. Opladen: Leske & Budrich, 97-118.
- Hirschauer, Stefan (2008): Körper macht Wissen – Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In: Rehberg, Karl-Siebert (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel. Bd. II. Frankfurt am Main: Campus, 974-984.
- hooks, bell (1994): Black looks: Popkultur – Medien – Rassismus. Boston: South End Press.
- Ivaska, Andrew M. (2005): Of Students, „Nizers“, and a Struggle over Youth: Tanzania’s 1966 National Service Crisis, In: Africa Today 51 (3), 83-107.
- Lewis, Kelly M./Robkin, Navit/Gaska, Karie/Njoki, Lillian Carol (2011): Investigating Motivations for Women’s Skin Bleaching in Tanzania. In: Psychology of Women Quarterly 35 (1), 29-37.
- Lindsey, Treva B. (2011): Black No More: Skin Bleaching and the Emergence of New Negro Womanhood Beauty Culture. In: Journal of Pan African Studies 4 (4), 97-116.
- Lorey, Isabell (2007): Weißsein und Immunisierung. Zur Unterscheidung zwischen Norm und Normalisierung. <http://translate.eipcp.net/strands/03/lorey-strandsorde>, 10.7.2012.
- McClintock, Anne (1995): Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Context. New York/London: Routledge.
- Mire, Amina (2000): Skin Bleaching: Poison, beauty: Power and the Politics of the Colour Line. In: Resources for Feminist Research 28 (3-4). <http://www.biomed-search.com/article/Skin-Bleaching-Poison-Beauty-Power/81220829.html>, 10.3.2013.
- Nchimbi, Rehema Jonathan (2005): Women’s beauty in the history of Tanzania. Doctoral thesis, University of Cape Town.
- Peterson, Spike V. (2003): A critical rewriting of global political economy. Integrating reproductive, productive and virtual economies. London: Routledge.
- Pierre, Jemima (2008): ‚I like your colour!‘ Skin bleaching and geographies of race in urban Ghana. In: feminist review 90 (1), 9-29.
- Prah, Kwesi Kwaa (2006): The African Nation. The State of the Nation. Cape Town: The Centre for Advanced Studies of African Society.
- Rottenberg, Catherine (2003): Passing: Race, Identification, and Desire. In: Criticism 45 (4), 435-452.
- Tate, Shirley Anne (2010): Not all the Women Want to be White: Decolonizing Beauty Studies. In: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Boatca, Manuela/Costa, Sérgio (Hg.): Decolonizing European Sociology Transdisciplinary Approaches. Farnham: Ashgate, 195-201.

- Thomas, Lynn M. (2009): Skin Lighteners in South Africa. Transnational Entanglements and Technologies of the Self. In: Nakano Glenn, Evelyn (Hg.): Shades of Difference: Why Skin Color Matters. Palo Alto: Stanford University Press, 188-283.
- Walgenbach, Katharina (2005): „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich. Frankfurt am Main: Campus.
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kertin (Hg., 2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Budrich.

Interviews

- Alice and Brenda: Hausangestellte, Dar es Salaam, August 2010.
- Chambi Chachage: Afrikawissenschaftler, freier Journalist und Policy-Berater, Dar es Salaam, August 2010.
- Erich Leitner: Leiter der Gesellschaft Österreichischer Chemiker Wien, Wien, Oktober 2010.
- Fred Maisaga: Arzt, tätig in einem Kosmetikmarkt, Dar es Salaam, August 2010.
- Glory: Barkeeperin, Dar es Salaam, September 2010.
- Hadija und Amina: selbstständige Kleiderverkäuferin, Dar es Salaam, August 2010.
- Haifa: selbstständige Kleiderverkäuferin, Dar es Salaam, September 2010.
- Janet: Frisörin, Dar es Salaam, September 2010.
- Jokate Mwegelo: Politikwissenschaftsstudentin an der University of Dar es Salaam, Dar es Salaam, August 2010.
- Mai Martha: TV-Moderatorin, Kosmetikverkäuferin, Dar es Salaam, September 2010.
- Mary: selbstständige Verkäuferin von Telefonwertkarten, Dar es Salaam, September 2010.
- Richard: Kosmetikhändler, Dar es Salaam, September 2010.

Abstracts

Die Körperpraxis des Hautbleichens wird in den letzten Jahren vermehrt wissenschaftlich sowie medial diskutiert. Unter Bezugnahme auf queere und postkoloniale Konzepte von Performativität nehme ich in diesem Beitrag eine dekolonisierende Perspektive ein. Auf der Basis von Interviews mit tansanischen Mittelklasse-Frauen aus Dar es Salaam wird Hautbleichen in einem Spannungsfeld situiert. Zum einen wird, unter Bezugnahme auf die Konzepte des Waren-Rassismus und *Passing*, eine Reproduktion bestehender Ungleichheiten entlang der Kategorien ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht nachgezeichnet. Zum anderen wird das Potenzial zur Destabilisierung derzeitiger Konstruktionen von Weißsein und Schwarzsein – verkörpert in der *light beauty* – aufgezeigt.

In recent years, discussions on the bodily practice of skin bleaching have increased within the medial and scientific area. Drawing, in this essay, on queer and postcolonial concepts of performativity, I put a decolonising perspective on this bodily practice. Based on interviews with Tanzanian middle-class women from Dar es Salaam bleaching their skin, I situate the practice within a specific area of conflict: between the reproduction of existing hierarchies along the categories of race, class and gender in the sense of commodity racism and passing on the one hand, and its potential in destabilising current constructions of whiteness and blackness, as embodied in the concept of light beauty, on the other.

Katharina Fritsch

Institut für Soziologie, Institut für Höhere Studien, Wien

fritsch@ihs.ac.at

JULES FALQUET¹

**Dominique Strauss-Kahn oder
die Verknüpfung männlicher mit neoliberaler Gewalt²**

Wir sind noch einmal davongekommen: Um ein Haar wäre Dominique Strauss-Kahn, ehemaliger Direktor des Internationalen Währungsfonds (IWF), französischer Staatspräsident geworden. Dass diesem Mann bei seinem Aufstieg zum Olymp der Macht nun aber Einhalt geboten wurde, verdanken wir dem Mut der aus Guinea stammenden Arbeiterin Nafissatou Diallo und ihrer Unterstützung durch Hotelleitung, lokale Gewerkschaft, Polizei und US-amerikanische Justiz. Die von Nafissatou Diallo eingebrachte Klage wegen Freiheitsberaubung und Vergewaltigung förderte innerhalb weniger Monate nicht nur die wiederholten strafbaren Praktiken eines einzelnen Akteurs zutage – er wurde seither gerichtlich mehrfacher sexueller Übergriffe überführt –, sondern auch ein sehr weitreichendes Netzwerk ökonomisch-sexueller Komplizenschaft und Korruption im globalen Zentrum. Enthüllt wurden die Funktionsprinzipien einer schmutzigen Verquickung von Politik und wirtschaftlicher Macht.

Es geht mir im Folgenden nicht darum, jemanden zu treten, der schon am Boden liegt. Unbedingt der Reflexion bedürftig finde ich allerdings die Logiken der Macht und der Straflosigkeit, wie sie im Neoliberalismus hier und heute dominieren. Dominique Strauss-Kahn ist nicht einfach ein Sexualstraftäter. Er ist ein höchst einflussreicher Wirtschaftsfachmann, dessen Entscheidungen ganz wesentlich und direkt zur zunehmenden ökonomischen und sozialen Prekarisierung einer weltweit wachsenden Zahl von Menschen beitragen. Er gibt ein ganz besonders gutes Beispiel für die Verbindungen zwischen sexueller Gewalt an Frauen und ökonomischer Gewalt ab, und der IWF fungiert darin als institutioneller Vorreiter des globalen neoliberalen Kapitalismus. Angesichts dieses Verknüpfungsmusters von Gewalt gilt: Entweder gelingt es uns, die Straflosigkeit aufzu-

brechen oder wir müssen uns auf Schlimmstes gefasst machen, siehe insbesondere die Serienmorde an Frauen, die in ganz Lateinamerika und der Karibik massiv zunehmen.

1. ‚Nur‘ eine sexuelle Obsession?

Zunächst sei daran erinnert, dass es sich bei der Freiheitsberaubung und Vergewaltigung, derer Nafissatou Diallo Dominique Strauss-Kahn beschuldigte, nicht um den einzigen Vorwurf sexueller Gewalt handelt, mit dem sich die Justiz in Zusammenhang mit seiner Person zu befassen hatte. 2008 ließ seine Kollegin beim IWF, die Ökonomin Piroska Nagy, gerichtlich feststellen, dass er sie in seiner Position als geschäftsführender Direktor zu einer sexuellen Beziehung mit ihm gezwungen hatte. Einer Klage der Journalistin Tristane Banon wiederum wurde letztlich zwar nicht stattgegeben, dies aber nur deshalb, weil das Gericht den als Vergewaltigungsversuch angezeigten Tatbestand herunterspielte; er wurde als einfacher ‚sexueller Übergriff‘ klassifiziert und galt somit als verjährt.

Schlag auf Schlag folgten Enthüllungen über die sexuellen und politischen Affären Dominique Strauss-Kahns, über seine Geschäftemacherei und seine Verbindungen zu einem internationalen Prostitutionsnetzwerk mit Knotenpunkten in Lille, Belgien und den Vereinigten Staaten. Dies alles macht deutlich, wie ein Teil der männlichen Elite so lebt. Selbstverständlich ist es nun nicht mein Punkt, irgendjemandes sexuelle Freizügigkeit zu denunzieren oder sein_ihr Privatleben vorzuführen. Vielmehr geht es darum, über Zusammenhänge und Kontinuitäten nachzudenken: Sichtbar werden enge Verzahnungen in einem Set an Machtpraktiken, wo legale und illegale Gelder, einvernehmliche und erzwungene Beziehungen sich mischen und ein zynischer Wettlauf um Machtpositionen auf der Basis einer erschreckenden Straflosigkeit stattfindet. Dieser Straflosigkeit gilt es dringend ein Ende zu setzen, wenn wir nicht möchten, dass die Idee der Demokratie von innen her völlig verkommt.

Die US-amerikanische Justiz hat nicht darüber befunden, was tatsächlich in der Suite des New Yorker Hotels Sofitel vorgefallen war. Bei einem Interview mit Claire Chazal für den Fernsehsender TF 1 Ende September 2011 zeigte sich Dominique Strauss-Kahn außerstande, in einfachen und

klaren Worten zu erklären, was geschehen war, obwohl er doch mehr als drei Monate Zeit gehabt hatte, darüber nachzudenken. Trotzdem war alle Welt davon überzeugt, dass es zwischen ihm und Nafissatou Diallo sehr wohl zu sexuellen Handlungen gekommen war. Und da wir nicht mit Gewissheit sagen können, worin diese Handlungen bestanden, können wir zumindest zu verstehen versuchen, was sich während dieser kurzen Begegnung hinter geschlossenen Türen abspielte – zwischen einem weißen, reichen französischen Mann in seinen Sechzigern, Wirtschaftsexperte und Direktor des IWF, und einer schwarzen, armen Frau aus Guinea, knapp über 30 und ‚Zimmermädchen‘. Ihre ungebührliche Begegnung in einer New Yorker Hotelsuite exemplifiziert auf erschütternde Weise, wie es derzeit so bestellt ist um die Welt.

2. Verschiedene Wirklichkeiten in der Welt der Arbeit

Zunächst: Wir haben hier zwei Personen, die beide ihren Lebensunterhalt außerhalb ihres Herkunftslandes verdienen; ein Globalisierungsphänomen also, das gegenwärtig viele Menschen betrifft. Der eine war auf Dienstreise und zahlte 3.000 Dollar pro Nacht für ein Hotelzimmer. Die andere war nur unter Schwierigkeiten an die Papiere gekommen, die es ihr erlaubten, legal in den Vereinigten Staaten zu leben und zu arbeiten. Mit der Reinigung des besagten Hotelzimmers verdiente sie vielleicht fünf oder zehn Dollar.

Für unsere zwei Personen war es, wie für gegenwärtig viele Menschen, nicht einfach, auf dem Arbeitsmarkt zu bestehen: Es bedurfte hie und da einiger kleiner Rechtsverstöße. Mag sein, dass Nafissatou Diallo die Wahrheit ein wenig hatte verbiegen müssen, um das Herz der Einwanderungsbeamten zu erweichen und an die Berechtigung zu kommen, auf nordamerikanischem Boden bleiben und arbeiten zu dürfen. Ebenso mag es sein, dass Dominique Strauss-Kahn mehrfach mit Rechtsbrüchen kokettierte, um als Politiker weiterarbeiten zu können. Wohl deshalb gab es 1999 eine Untersuchung im Zusammenhang mit dem Fall des MNEF (*Mutuelle nationale des étudiants de France*)³, im Zuge derer er zugab, einen Scheck über 603.000 Francs⁴ gegen eine von ihm vordatierte Rechnung erhalten zu haben. (Die Klage lautete auf Urkundenfä-

schung und Gebrauch falscher Urkunden; er wurde schließlich auf freien Fuß gesetzt.) Im Jahr 2000 lief gegen ihn eine Ermittlung wegen fiktiver Anstellung seiner Sekretärin, für die der Erdölkonzern Elf ein Gehalt in Höhe von 192.000 Francs zahlte; der Vorwurf lautete auf Hehlerei von unterschlagenem Gesellschaftsvermögen (Verfahren eingestellt). 2001 gab dieser glühende Verfechter budgetärer Restriktionen zu, in seiner Zeit als Wirtschaftsminister dem Modeschöpfer Karl Lagerfeld Steuerzahlungen in Höhe von 160 Millionen Francs erlassen zu haben. (Für diese Summe muss man viele Hotelzimmer putzen ...) Im Gegenzug erhielt er eine Videokassette mit kompromittierenden Aussagen von Jean-Claude Méry, dem heimlichen Geldbeschaffer des RPR (*Rassemblement pour la République*, die ehemalige Partei von Jacques Chirac). Wir wissen auch, dass er demnächst in der Angelegenheit des Carlton in Lille einvernommen werden soll; derzeit steht er in dieser Sache nur unter Verdacht, nämlich unter dem, von den Prostitutionsnetzwerken einiger seiner Kontakteleute aus der Politik- und Wirtschaftsszene profitiert zu haben.⁵

3. Vorleben:

Aus der Geschichte der Wirtschaft und des (Post-)Kolonialismus

Guinea, das Herkunftsland von Nafissatou Diallo, ist sehr reich. Es verfügt insbesondere über riesige Bauxitvorkommen, die mit finanzieller Unterstützung der Weltbank abgebaut werden, außerdem über Eisen, Gold, Diamanten, Öl und Uran sowie über ein großes Potenzial an Wasserkraft. Warum also hat Guinea solche Probleme mit seiner ‚Entwicklung‘? Vielleicht, weil diese ehemalige französische Kolonie 1958, bei Erlangung ihrer Unabhängigkeit, eine weitere enge Bindung an die ehemalige Metropole verweigerte?⁶ Oder liegt es an der langen Diktatur Sékou Tourés, die dann bis 1984 folgte? An der Fahrlässigkeit Lansana Contés, der zwischen 1984 und 2008 drei Mal wiedergewählt wurde, standhaft unterstützt von ‚Françafrique‘⁷, selbst als er international des Betruges beschuldigt wurde?

Zuerst Professor für Wirtschaftswissenschaften, dann Mitbegründer einer Anwaltskanzlei und Politiker, wird Dominique Strauss-Kahn in den 1980er Jahren Star-Ökonom der französischen Sozialistischen Partei PS. Er vertritt dort schwerlich linke Positionen: Beispielsweise setzt er die Privati-

sierung von France Télécom um und leitet als Wirtschafts- und Finanzminister massive Privatisierungen in die Wege. Bekannt wird er auch für das Stilllegen der Tobin-Steuer⁸ oder für seinen unverblühten Wunsch nach Privatisierung der Universitäten. Am 19. September 2006 erklärte er in der Tageszeitung *Libération*: „Ich hätte kein Problem damit, wenn der Lehrstuhl für Kernphysik an der Universität Paris-VI von der EDF (Electricité de France)⁹ bezahlt würde, sofern die EDF dies für sich imageförderlich findet.“ 2007 wird er mit nachdrücklicher Unterstützung durch Nicolas Sarkozy geschäftsführender Direktor des IWF. Unter seiner Leitung veröffentlicht der IWF 2009 einen Bericht über Frankreich, der empfiehlt, den Mindestlohn weiterhin nur langsam anzuheben und das gesetzliche Pensionsantrittsalter zu erhöhen.

Nafissatou Diallo wiederum hat mehr als zehn Jahre zuvor ein ausgeblutetes, krisengeschütteltes und von Gewalt gezeichnetes Land verlassen. Heute schreibt der ehemals von Dominique Strauss-Kahn geleitete IWF Guinea nach wie vor drastische Maßnahmen als einem der ‚hochverschuldeten Entwicklungsländer‘ (HIPC, *Heavily Indebted Poor Countries*) vor, ohne dass sich eine echte Verbesserung der Situation im Land feststellen ließe. Die Maßnahmen ebendieses IWF, geleitet von ebendiesem Dominique Strauss-Kahn, scheinen weder in Irland noch in Griechenland noch in Italien nennenswerte makroökonomische Ergebnisse zu zeitigen. Hingegen gibt es auf der Mikroebene Resultate: Zigtausende Menschen gehen auf die Straße und protestieren mit letzter Kraft gegen die brutale Verarmung, in die sie gezwungen werden; gegen die Kürzung des öffentlichen Gesundheits- und Bildungsbudgets und gegen die Perspektive, viele Jahre länger arbeiten zu müssen, nur Mini-Jobs zu ergattern und/oder arbeitslos zu sein.

Weltweit hat der IWF mit der Auferlegung seiner Strukturanpassungsprogramme Armut und Elend verschärft. Seit seiner Gründung 1944 bis zum Sommer 2011 ausschließlich von westlichen, weißen und reichen Männern geleitet, hat der IWF politische Strategien ausgearbeitet, die hunderttausende Menschen in die Migration trieben und in die ausweglose Lage brachten, um des Überlebens willen jedwede prekäre, schlecht bezahlte und schlecht angesehene Arbeit annehmen zu müssen. Für viele Frauen beschränkten sich die Wahlmöglichkeiten auf erstens eine Fabrik in einer Freihandelszone oder in der Agro-Exportindustrie; zweitens Haus-

haltsarbeit oder *Care*-Arbeit; drittens Sexarbeit. In der Tat trieb der Wirtschaftsexperte Dominique Strauss-Kahn die Einführung von Zollfreizonen in Sarcelles und in den französischen Vorstädten intensiv voran; es ist bekannt, dass er auf (Zwangs-)Prostituierte Zugriff hat; und es ist nunmehr offenkundig, dass er über die zahlreichen Probleme Bescheid weiß, die die Beschäftigung von Hausangestellten so mit sich bringt.

4. Hinter den geschlossenen Türen der Hotelsuite 2806: Süßer Taumel oder bittere Ungleichheit?

In der Suite des Sofitel fand sich also leider weit mehr und anderes als zwei in ihren Rechten und Freiheiten gleichgestellte Personen: Es fand sich eine lange Geschichte von Kolonialisierung, Dekolonialisierung und Re-Kolonialisierung samt gegenwärtigem Neoliberalismus. Ein Neoliberalismus, der den einen ganz wundersamen Reichtum beschert hat und denen man zur ‚Zerstreuung‘ Frauen aus Brüssel oder Lille in die Vereinigten Staaten einfliegt. Ein Neoliberalismus, der die anderen drastisch hat verarmen lassen und sie nötigt, den Beamt_innen der Immigrationsbehörden Einzelheiten realer oder imaginärer Vergewaltigungen zu erzählen, damit sie in der berühmtesten Demokratie der Welt ihren Wohnsitz nehmen dürfen.

War es also das Allmachtsgefühl des IWF-Direktors, übrigens gerade auf dem Sprung, um bei einem Treffen mit Angela Merkel über die Fortsetzung extrem harter wirtschaftspolitischer Maßnahmen gegenüber der Bevölkerung Griechenlands zu plaudern? Ein Allmachtsgefühl, das ihn so sehr benebelte, dass er sich zu hastigen sexuellen Handlungen mit einer Unbekannten hinreißen ließ, offensichtlich ohne sich zu fragen, ob diese Frau mit diesen Handlungen einverstanden war oder nicht, und wenn ja, warum?

Es bleibt eine irritierende Tatsache, dass der Direktor des IWF im entscheidenden Moment dieser Begegnung ganz unmittelbar die Früchte seiner Arbeit erntete: Vor ihm stand eine Frau, deren Herkunftsland durch die Strukturanpassungsprogramme verarmt war; eine durch die Rassialisierungsprozesse der Migration als ‚schwarz‘ Markierte; eine zur Unterlegenen gemachte Arbeiterin mit einem Beruf ohne jedes Prestige, höchstwahr-

scheinlich ziemlich erschöpft von ihrer körperlich schweren Tätigkeit und alles andere als gewillt, ihren sicheren Job auch nur irgendwie in Gefahr zu bringen. Romantiker mögen sich wünschen, ein Gegenüber unter günstigeren Voraussetzungen zu treffen. Ist man aber Opportunist und hat es ohnedies eilig, kann man sich glücklich schätzen, eine solch ideale ‚Beute‘ miterschaffen zu haben. Zur Krönung des Ganzen und als Tüpfelchen auf dem i verwandelt der sexuelle Übergriff den Gewalttäter in einen ‚richtigen‘ Mann und das Opfer des Angriffs in ‚nur eine Frau‘.

5. Das ‚Private‘ ist politisch und ökonomisch! Knotenpunkte männlicher Gewalt gegen Frauen

So gesehen, wird nun besser verständlich, warum Dominique Strauss-Kahn mehr als andere Akteure zu Recht Empörung hervorruft und einen schon lange schwelenden Zorn auf sich vereint. Es geht genau um ihn, und es geht um jede von uns. Die rätselhaften sieben Minuten in der Sofitel-Suite waren der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Nafissatou Diallos Anzeige rückte eine lange Reihe an Beleidigungen und Gewaltakten verschiedenster Art in den Fokus. Eng verknüpft mit der sexuellen Gewalt, derer Dominique Strauss-Kahn beschuldigt wurde, trifft das gesamte Funktionsprinzip seines beruflichen Aufstiegs zum neoliberalen Wirtschaftsfachmann und Politiker Millionen Frauen hart und direkt – und Millionen Männer ebenfalls. Denn natürlich liegt es an der Politik des Neoliberalismus, dass immer mehr prekäre Arbeitsbeziehungen existieren, immer mehr Stubenmädchen für die Schürzenjäger, immer noch mehr Untergebene für den Verführer und immer mehr ‚freie‘ Journalistinnen, die gefälligst auf dem Boden bleiben sollen. Und, wohlge-merkt, immer mehr in die Armut getriebene Frauen, die für verschiedene Geschäftsherren und reich gewordene Männer auf den Strich gehen. Die Carlton-Affäre in Lille¹⁰ zeigt sehr deutlich bestimmte Funktionsprinzipien einer Welt zwischen Politik und Geschäftemacherei, in der Freundschaften, Komplizenschaften und Bündnisse unter Männern über den Weg sexuellen Konsums junger Frauen angebahnt werden. Prekäre Arbeit steht in direktem Gegensatz zu Gleichheit im Beruf. Prekarisierung macht Prostitution in gewisser Weise zu einer Alternative für in die Armut getriebene

Frauen und erleichtert darüber hinaus sexuelle Belästigung durch höher-rangige Kollegen oder Arbeitgeber, wie auch umgekehrt sexuelle Belästigung durch Vorgesetzte die Situation von Arbeiterinnen prekär macht. Dominique Strauss-Kahns Praktiken verdeutlichen sehr genau, in welcher Weise sexuelle Belästigung allzu begabte Wirtschaftswissenschaftlerinnen aus dem Weg räumt, junge Zimmermädchen ihre Anstellung im Hotel kosten kann oder Nachwuchsjournalistinnen die Lust an der Berichterstattung gründlich zu verderben vermag.

Dominique Strauss-Kahn verdient, dass wir noch ein wenig bei seinem Beispiel verweilen, illustriert es doch besser als sonst eines die Verknüpfungen sexistischer, rassistischer, klassenbasierter, ökonomischer und politischer Gewalt einer bestimmten Schicht von Männern gegenüber Frauen. Genauer gesagt, er akkumulierte Machtpositionen, die es ihm ermöglichten, nach und nach seine eigene Position zu stärken und gleichzeitig die anderer zu schwächen. Er agierte im Rahmen seines Berufes und seines Amtes als Politiker durchgängig im Sinn einer Verschärfung vergeschlechtlichter, rassialisierter, nationaler und ökonomischer Ungleichheiten. Die Folgen solch neoliberaler männlicher Gewalt sind weit über die Schwelle der Hotelsuite 2806 hinaus zu spüren.

6. Femizid und die Straflosigkeit männlicher sexueller Gewalt

Das Phänomen der Serienmorde an Frauen in Ciudad Juárez – Grenzstadt im Norden Mexikos, Symbol für die Folgen neoliberaler Politik, Montagefabrik und Bordell (für Männer von beiden Seiten der Grenze) in einem – zeigt auf seine Weise die engmaschige Verbindung zwischen sexueller und ökonomischer Gewalt.

Zur Erinnerung: Mit der Durchsetzung der ‚grünen Revolution‘ und der Strukturanpassungsprogramme danach migriert die von ihrem Land vertriebene Bevölkerung schon seit Jahrzehnten in den Norden Mexikos, darunter ein hoher Anteil Frauen. Wenn diese Frauen überleben wollen, haben sie die ‚Wahl‘ zwischen einer Tätigkeit in den Fertigungsfabriken der Freihandelszone, im Haushalt oder in der Sexarbeit. Seit 1993 wurden in Ciudad Juárez hunderte Frauen entführt, brutal vergewaltigt, gefoltert und ermordet. Die Mörder werfen die Leichname, die nackten, ein weiteres

Mal erniedrigten und entmenschlichten Frauenkörper, auf unbebautes Gelände. Das sind Frauen. Zu Armen gemacht. Durch die Rassismen der Migration als Nichtweiße definiert. Arbeiterinnen in der berühmten Freihandelszone, hoch gelobtes Symbol neoliberaler Arbeitsverhältnisse; Arbeiterinnen in der Sexindustrie, hoch gelobt im Namen ‚sexueller Freiheit‘; Arbeiterinnen im Haushalt, hoch gelobt im Namen der *Care*-Ethik. Die mexikanischen Behörden haben es in fast 20 Jahren nicht geschafft, auch nur einen einzigen möglichen Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen.

Wie ist diese nahezu 20 Jahre andauernde Strafflosigkeit zu begreifen? Warum sollten wir sie anders deuten denn als Blankovollmacht für die Vergewaltiger und die denkbar brutalste Gewalt gegen zu Armen gemachte Frauen? Wie anders denn als stille Komplizenschaft von Seiten der Behörden und der mexikanischen Justiz? Es scheint, als wollten die Mörder und Vergewaltiger sowohl ihren ‚Spaß‘ mit den Opfern haben, indem sie sie vergewaltigen-foltern-töten, als auch alle Frauen dadurch einschüchtern, dass sie die Getöteten derart grauenvoll zurichten und mit Drohungen gegenüber Frauengruppen arbeiten, die dies alles öffentlich machen. Wem nutzt das Verbrechen? Wem nutzt die Strafflosigkeit? Auf jeden Fall ist festzustellen, dass sich solche Frauenserienmorde mittlerweile über den ganzen Kontinent ausbreiten wie ein Lauffeuer.

7. Sexuelle Gewalt darf nicht ökonomische Gewalt verschleiern

Wollen wir das Prinzip der Knotenpunkte neoliberaler Gewalt gegenüber Frauen begreifen, so helfen uns dabei der Mut, den Nafissatou Diallo, Piroska Nagy und Tristane Banon mit ihrer Anzeige bewiesen haben, und ebenso die jüngsten, gegen die Frauenserienmorde gerichteten Kämpfe der feministischen Bewegungen in Lateinamerika und der Karibik. In der Tat zeigen feministische Analysen den Teufelskreis der straflos bleibenden Gewalt deutlich:

- Die gezielt betriebene Verarmung von Frauen und die Bereicherung von Männern befördern Gewalt und ihre Strafflosigkeit;
- die Strafflosigkeit führt zu neuer, immer grausamerer sexueller Gewalt;

- die immer grausamer ausgeübte sexuelle Gewalt führt zur Einschüchterung von Frauen und behindert ihre Kämpfe, insbesondere die Kämpfe gegen eine Bereicherung von Männern auf Kosten von Frauen.

Terror gegenüber Frauen, gegenüber armen Arbeiterinnen kann daher als eine Strategie betrachtet werden, diese Frauen politisch zu entmutigen und sie mit kurzfristigen Scharmützeln aufzuhalten (sie müssen Leichen ausfindig machen, trauernde und wiederum ärmere Familien unterstützen), statt dass sie Gewerkschaften – die generell verboten sind – oder andere politische Organisationen aufbauen könnten.

Hinzu kommt die Darstellung der Frauenmorde in den Medien mit ihrem Monopol auf öffentliche Aufmerksamkeit und ihrer fast ausschließlichen Konzentration auf die sexuelle Dimension dieser Morde. Die mediale Darstellung tendiert dazu, die ökonomische Gewalt vergessen zu machen, sie aus dem Fokus der Aufmerksamkeit zu nehmen und ihr allenfalls einen Platz im Hintergrund einzuräumen. Dabei ist ja, wie bereits ausgeführt, die ökonomische Gewalt eine der Voraussetzungen für die Ausübung sexueller Gewalt, wie auch sexuelle Gewalt ihrerseits als eine Grundbedingung für die Verschärfung ökonomischer Ungleichheit fungiert.

Sobald Frauen (aus der Mittel- und Oberschicht der Metropolen des Nordens) glauben, vorangekommen zu sein, beeilt sich offenbar das System (der Geschlechter-, Klassen- und *race*-Verhältnisse), einen Teil der doch höchst rentablen Arbeitskraft im industriellen und ‚Dienstleistungs‘sektor preiszugeben – also eben jene nichtweißen, proletarischen, migrantischen Frauen, die die Produktion von so viel Mehrwert auch dadurch möglich machen, dass sie auf Tischen tanzen oder Handys zusammenbauen. Dieses System will solcherart alle Frauen daran erinnern, dass sie nicht zu träumen haben, etwa von gleichen Rechten, sondern ganz im Gegenteil besser daran tun, ohne Pause und unter steter, doch nur ihrem Schutz dienender Überwachung zu arbeiten. (Anstatt die Vergewaltiger zu verurteilen, wird den im Haushalt arbeitenden Frauen empfohlen, elektronische Sicherheitsgeräte bei sich zu tragen.)

Um auf Dominique Strauss-Kahn zurückzukommen: Nach den bisherigen Ausführungen sollte klarer geworden sein, warum wir auf der einen Seite gegen die Straffreiheit sexueller Gewalt kämpfen und auf der anderen Seite diese Gewalt unbedingt in ihrer Verknüpfung mit männlicher Gewalt

verstehen müssen, die ebenso gegen Frauen gerichtete ökonomische Gewalt und Ausbeutung umfasst. Gewiss sind nicht alle gewalttätigen Männer neoliberale Wirtschaftsfachleute und nicht alle Akteure neoliberaler Politik sexuell gewalttätig. Und doch besteht zwischen diesen beiden Momenten eine Verbindung, die Dominique Strauss-Kahn in besonders auffallender Weise repräsentiert. Seine Handlungen müssen auf der Basis einer Kontinuität zwischen seiner ‚öffentlichen‘ und seiner ‚privaten‘ Position betrachtet werden, zugleich als die des IWF-Direktors, der skrupellose Wirtschaftspolitik verantwortet, und als die eines Mannes, der zum wiederholten Male der sexuellen Gewalt beschuldigt wurde (in seinem unmittelbaren beruflichen Umfeld genauso wie zwischen zwei politischen Meetings).

Zum Schluss: Aus all den genannten Gründen ist die Argumentation jener Unterstützer Strauss-Kahns zu unterbinden, die ihm wieder in den Sattel helfen und auf den politischen Parcours zurückholen möchten. Behauptet wird ja, seine ‚Ausrutscher‘ in sexueller Hinsicht beträfen seine Person und seine Kompetenz als Wirtschaftsexperte nicht weiter. In Wahrheit sind aber genau seine sexuellen ‚Ausrutscher‘ aufs Engste mit seinen sonstigen wirtschafts- und politikrelevanten Handlungen verknüpft. Sexuelle Gewalt ‚betrifft‘ nicht einfach seine Kompetenz, sondern diese steht in Kontinuität mit seinen anderen ‚Kompetenzen‘. Sexuelle Gewalt hat System; sie ist zugleich Ergebnis und Voraussetzung der Verflechtungen männlicher Gewalt gegen Frauen.

8. Was wollen die Frauen denn noch?

Unsere Botschaft ist klar: ¡Ya basta! Barakat! Es reicht!
Wir fordern das Ende der Straflosigkeit. Die Justiz ist gefordert;
wir fordern Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit für alle Frauen, alle Menschen, die Opfer von Vergewaltigung und sexueller Belästigung werden; die rücksichtslos gefeuert, zur Migration gezwungen und ihres Zugangs zu Bildung, Gesundheits- und Altersversorgung beraubt werden. Straflosigkeit neoliberaler Wirtschaftsmänner und Straffreiheit für sexuelle Gewalt gegen Frauen sind zwei Seiten einer Medaille. Diese Medaille wollen wir nicht mehr.

- 1 Dieser Artikel, fertiggestellt am 25. November 2011, verdankt sehr vieles der kollektiven Arbeit und den Kommentaren von Teilnehmerinnen der AG féministe et lesbienne contre l'impunité des violences masculines (siehe <http://julesfalquet.wordpress.com>), der ich selbst auch angehöre. Trotzdem liegt die Verantwortung für den Inhalt dieses Textes allein bei mir.
- 2 Die Eckdaten zur ‚Affäre‘ Strauss-Kahn seit Mai 2011 gehen überwiegend aus dem folgenden Beitrag hervor; hier ganz kurz zusammengefasst: Am 14. Mai 2011 wurde Dominique Strauss-Kahn in New York festgenommen und unter Anklage gestellt, nachdem ihn Nafissatou Diallo, eine aus Guinea immigrierte junge Hotelangestellte, der sexuellen Belästigung und des Vergewaltigungsversuchs beschuldigt hatte. Nach großem medialen Aufruhr trat Strauss-Kahn von seinem Posten als geschäftsführender Direktor des Internationalen Währungsfonds zurück und fungierte auch nicht länger als ‚Präsidentschaftshoffnung‘ der französischen Sozialistischen Partei. Die strafrechtliche Klage gegen ihn wurde schließlich fallengelassen; im Dezember 2012 einigte er sich mit der Klägerin außergerichtlich auf eine zivilrechtliche Entschädigung in beträchtlicher Höhe. Weitere Verfahren gegen ihn betrafen 2012 unter anderem Zuhälterei. [Anm. d. Ü.]
- 3 MNEF: die (staatliche) Sozialversicherungsgesellschaft für Studierende, die im Jahr 2000 aufgrund ihres desolaten Finanzgebarens schließen musste. [Anm. d. Ü.]
- 4 1 Euro entspricht 6,56 Francs. [Anm. d. Ü.]
- 5 Dies war der Stand der Dinge Ende 2011; 2012 erfolgte die Einvernahme Strauss-Kahns in diesem (Anfang 2013 weiterhin anhängigen) Verfahren wegen organisierter Zuhälterei. [Anm. d. Ü.]
- 6 Guinea schloss sich nach der Unabhängigwerdung als einzige (ehemalige) Kolonie Frankreichs nicht dem von Präsident de Gaulle konzipierten engen Verbund mit Frankreich an. [Anm. d. Ü.]
- 7 ‚Françafrique‘ bezeichnet Frankreichs Einflussphäre in Afrika. [Anm. d. Ü.]
- 8 Tobin-Steuer: die Initiative einer Finanztransaktionssteuer auf Devisengeschäfte, vor allem zugunsten von ‚Entwicklungsländern‘. [Anm. d. Ü.]
- 9 EDF: die (sehr große) französische Elektrizitätsgesellschaft. [Anm. d. Ü.]
- 10 Carlton-Affäre: der gerichtsanhängige Fall, bei dem Strauss-Kahn im Zusammenhang mit Sexpartys der organisierten Zuhälterei beschuldigt wird. [Anm. d. Ü.]

Übersetzung aus dem Französischen: Hanna Hacker

Nachweis

Falquet, Jules (2012): DSK ou le continuum entre les violences masculines et les violences néolibérales. In: *Nouvelles Questions Féministes* 31 (1), 80-87.

Abstracts

Jules Falquets Essay befasst sich aus feministischer und globalisierungskritischer Sicht mit dem ‚Fall‘ Dominique Strauss-Kahn, also mit dem prominenten sozialdemokratischen Politiker und (damaligen) Direktor des Internationalen Währungsfonds, der im Mai 2011 von einer Angestellten eines New Yorker Luxushotels wegen versuchter Vergewaltigung angeklagt wurde; der Vorfall offenbarte im Zuge seines großen medialen Aufsehens eine seit vielen Jahren wiederkehrende Verstrickung Strauss-Kahns in Korruptionsvorwürfe wie auch in mehrere, teils gerichtsanhängige Fälle sexueller Ausbeutung von Frauen. Die Autorin verdeutlicht die enge Verbindung zwischen geschlechtsbasierten und neoliberal-ökonomischen Gewaltstrukturen, Ausbeutungsverhältnissen und Prekarisierungspolitiken. Vom Fall Strauss-Kahn bis hin zu den Frauenserienmorden in der mexikanisch-US-amerikanischen Grenzregion wird ersichtlich, dass sexuelle Gewalt aus (vergeschlechtlichten) globalen Ungleichheitsverhältnissen resultiert und sie zugleich reproduziert. Die Strafflosigkeit der Akteure stellt ein wesentliches Element dieser internationalen Verflechtungen dar.

Dominique Strauss-Kahn was the favourite candidate for the French presidential elections in 2012 and director of the International Monetary Fund until May 2011. For some time now, however, he stands accused of diverse forms of sexual violence by a number of women: an economist colleague, a journalist who interviewed him, a room maid in a luxury hotel. These incidents of violence provide us with an occasion to reflect on the fact that Dominique Strauss-Kahn, the ‘star’ economist of the Socialist Party, has consistently promoted extremely liberal economic policies, and, as director of the IMF, forced many countries into drastic measures of structural adjustment and budgetary rigour. By analysing the concrete daily actions of a man at the top of this power structure, this article demonstrates how male sexual violence against women and economic violence enforced by the IMF, with their respective forms of impunity, are systemically linked in contemporary neoliberal global capitalism.

Jules Falquet
jules.falquet@univ-paris-diderot.fr

Erevelles, Nirmala:
**Disability and Difference in
Global Contexts. Enabling a
Transformative Body Politic.**

*New York: Palgrave Macmillan 2011,
227 Seiten, 90.– US-Dollar.*

Der *body turn* in den Sozial- und Geisteswissenschaften hat dazu geführt, dass die Diskussion um die Konstruktion von Körperlichkeit und Körnernormen zunehmend in den Mittelpunkt feministischer Debatten gerückt ist. Seitdem sind zahlreiche Publikationen erschienen, die sich mit nichtnormativen Körpern und Sexualitäten im Kontext globaler Ungleichheiten auseinandersetzen. Überraschenderweise wurde das Thema ‚Behinderung‘ in dieser Diskussion bislang größtenteils außer Acht gelassen. Nirmala Erevelles wirkt diesem Trend entgegen und schafft mit ihrer kürzlich erschienenen Publikation *Disability and Difference in Global Contexts. Enabling a Transformative Body Politic* einen lange überfälligen und umso spannenderen Einstieg in das Thema.

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel, wobei jedes Kapitel auch

als eigenständiger Beitrag gelesen werden kann, und befindet sich an der Schnittstelle von Erziehungswissenschaften, *Disability Studies* und Feministischer Theorie.

Den Einstieg in die Thematik schafft die Autorin über ein sehr persönliches Narrativ, indem sie sich anhand der Krankheitsgeschichte ihres verstorbenen Mannes Robert Young, dem neben ihrer gemeinsamen Tochter das Buch gewidmet ist, den komplexen Verschränkungen von ‚Behinderung‘, ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht annähert. Ausgehend von diesen Erfahrungen und Judith Butlers Frage, *welche* Körper von Gewicht seien, fragt sich Erevelles, *warum* manche Körper wichtiger sind als andere. Durch die Verschiebung der Fragestellung will die Autorin eine historisch-materialistische Perspektive in den *Disability Studies* stärken. Sie rezipiert dabei deren aktuelle Debatten, die sich stark auf post-strukturalistische Re-Theoretisierungen des Körpers beziehen, in denen ‚Behinderung‘ als Verkörperung einer radikalen Transgression gelesen wird. Die Bedeutung von Merleau-Ponty, Lacan, Foucault, Butler, Kristeva, Haraway sowie

Deleuze und Guattari für die *Disability Studies* wird von ihr dabei deutlich herausgearbeitet.

Dennoch distanziert sich die Autorin von dieser Interpretation von ‚behinderten Körpern‘ und zeigt sich skeptisch gegenüber ihrem transformativen Potenzial. Stattdessen ruft sie zu einer historisch-materialistischen Analyse auf, um die in die Körper eingeschriebene strukturelle Gewalt sichtbar zu machen, deren Wurzeln für Erevelles im transnationalen Kapitalismus liegen. Durch diesen Analyserahmen unterscheidet sich die Publikation entscheidend von romantisierenden und ahistorischen Konzeptionen von ‚Behinderung‘, zu denen poststrukturalistische Analysen neigen, wie etwa Tom Shakespeares und Mairian Corkers *Disability/Postmodernity: Embodying Disability Theory* (2002), aber auch vom anthropologischen und eurozentristischen Blick lokaler Fallstudien, der beispielsweise im Sammelband *Disability in Local and Global Worlds* (2007) von Benedicte Ingstad und Susan R. Whyte vorherrscht.

Im ersten Kapitel, das zugleich das längste ist, legt Erevelles den Grundstein für die historisch-materialistische Perspektive, indem sie den Körper als Ausgangs-

punkt der Analyse setzt und sich mit der Kommodifizierung von Körpern im transnationalen kapitalistischen Kontext auseinandersetzt. Dabei greift sie viele wichtige Diskussionen innerhalb der *Disability Studies* auf, wie beispielsweise jene um den Zusammenhang zwischen *Impairment* und *Disability*¹, und kritisiert, dass innerhalb dieser Debatten die historischen und ökonomischen Bedingungen von ‚Behinderung‘ unhinterfragt bleiben. Ausgehend vom transatlantischen Sklavenhandel argumentiert die Autorin, dass ‚Behinderung‘ als Marker rassialisierter Gewalt fungiert, diese gleichzeitig aber auch ‚Behinderung‘ produziert. Sie distanziert sich dabei sowohl von Metaphorisierungen von ‚Rasse‘ und ‚Behinderung‘ als auch von simplifizierenden Aussagen wie etwa der, dass Kolonialismus ‚Behinderung‘ hervorruft. Vielmehr begreift Erevelles ‚Behinderung‘ nach Marx’scher Lesart als Warenfetisch, der innerhalb des kapitalistischen Systems mit spezifischen Tausch- und Gebrauchswerten aufgeladen ist. Ausgehend von diesen Bedingungen beantwortet sie Robert McRuers Frage „What might it mean to welcome the disability to come, to desire it?“ (McRuer 2006: 207) damit, dass

dieses Begehren einen Wandel der Produktionsverhältnisse voraussetzt, die ‚Behinderung‘ als die Verkörperung eines unbegehrten Abjekts² konstituieren.

Die Frage des Begehrens wird im zweiten Kapitel behandelt, in dem sich die Autorin mit der Konstruktion von ‚behinderten‘ Körpern im Kontext der Sexualerziehung an öffentlichen Schulen in den USA auseinandersetzt. Sie greift die Metapher des ‚postkolonialen Ghettos‘, des Sozialwissenschaftlers La Paperson³ auf und untersucht, wie durch dominante Diskurse über Sexualität die ‚Metropole‘ und das ‚Ghetto‘ produziert werden. Erevelles identifiziert die Sexualerziehung als kolonisierenden Diskurs, der die Sexualität von LGBTI und ‚behinderten‘ Jugendlichen verleugnet, indem er normative Vorstellungen von ‚Gefahr‘, ‚Ansteckung‘, ‚Perversion‘, ‚Unnatürlichkeit‘ etc. propagiert. Gleichzeitig bildet die schiere Möglichkeit des sexuellen Begehrens dieser Jugendlichen eine Quelle der Angst für das Bildungssystem selbst. Sexualerziehung erscheint in diesem Licht als Instrument der Normalisierung, in dem ‚Behinderung‘ als Antithese funktioniert, über die einerseits nicht gesprochen wird, die aber als gefahrvoller Schatten

des ‚Behindert-Werdens‘ über der gesamten Debatte liegt.

Das dritte Kapitel ‚*Unspeakable Offenses*‘, das Nirmala Erevelles gemeinsam mit der Erziehungswissenschaftlerin Andrea Minear verfasst hat, ist in einer kürzeren Version bereits 2010 im *Journal of Literary and Disability Studies* erschienen und widmet sich dem Thema Intersektionalität. Die empirische Basis des Textes bildet die Analyse der Narrative von Junius Wilson und von ‚Cassie Smith‘ (Pseudonym). Sie liegen fast ein Jahrhundert auseinander; dennoch sind die Kontinuitäten der Verschränkung von ‚Rasse‘ und ‚Behinderung‘ erschütternd. Während Junius Wilson zu Unrecht der Vergewaltigung bezichtigt und kastriert wurde, um in Folge 76 Jahre seines Lebens in einer staatlichen Pflegeanstalt ‚gefangen‘ gehalten zu werden, ist der Schulweg der 15-jährigen ‚Cassies‘ durch die Verbindung von Rassismus und *ableism*⁴ geprägt, die dazu führte, dass sie wiederholt aus dem Unterricht ausgeschlossen wurde und mehrfach die Schule wechseln musste. In beiden Fällen haben eben jene Institutionen, die sie unterstützen, beschützen und ermächtigen sollten, ihre Unterdrückung und Ausgrenzung fort-

geschrieben und sie als „noncitizens and (no)bodies“ (Erevelles 2011: 98) konstituiert, um die Normativität zu schützen.

Miner und Erevelles plädieren daher für eine intersektionale Analyse, die *Disability Studies* und *Critical Race Theory* miteinander verbindet, denn die Konsequenzen dieser Nichtanerkennung hat „disastrous and sometimes deadly consequences for disabled people of color caught at the violent interstices of multiple differences“ (ebd.: 97). Innerhalb der Intersektionalitätsdebatte vertreten die Autorinnen die Meinung, ‚Behinderung‘ sei konstitutiv für (alle) anderen Differenzkategorien, da hier die Basis der Konstruktion von Norm und Devianz zu finden sei: „[D]isability could also be used to interrogate the normalizing discourses of racism, sexism, and heteronormativity – all of which generate the institutional exclusion of the deviant (read ‚disabled‘) Other“ (ebd.: 104). Nur ‚Klasse‘ scheint davon ausgenommen zu sein und als Differenzkategorie ‚für sich‘ zu existieren.

Dieser Vorschlag von ‚Behinderung‘ als Master-Kategorie ist durchweg ambivalent, er ist nur dann einleuchtend, wenn ‚Behinderung‘ mit der Konstruktion von

(Körper-)Normen und Devianz gleichgesetzt wird und somit eben jene Metaphorisierung wieder Eingang in die Debatte findet, der sich Erevelles zunächst entziehen wollte. Darüber hinaus theoretisieren die Autorinnen die Überschneidung von Differenzkategorien nur anhand unterdrückter Subjektpositionen. Eine Analyse dessen, was Robert McRuer (2006) in Anlehnung an Adrienne Rich als *compulsory able-bodiedness* bezeichnet hat, also den Zwang zur ‚Nichtbehinderung‘ beziehungsweise ‚Befähigung‘, bleibt auf der theoretischen Ebene leider aus.

Im vierten Kapitel diskutiert Erevelles die Möglichkeiten einer Allianz zwischen *Third World Feminism* und *Disability Studies*. Nachdem sie ein weiteres Mal die Kritik formuliert, dass Konzeptionen von ‚Behinderung‘ als radikale postmoderne Identität ihrer Ansicht nach privilegierte materielle Verhältnisse voraussetzen und in der Theoretisierung von ‚Behinderung‘ als Transgression historische, soziale und ökonomische Kontexte ausblenden, stellt Erevelles eine Reihe kritischer Fragen, die den dominanten postmodernen Kanon der *Disability Studies* auf die Probe stellen: „How can acquiring a disability be cele-

brated as ‚the most universal of human conditions‘, if it is acquired under the oppressive conditions of poverty, economic exploitation, police brutality, neocolonial violence, and lack of access to adequate health care and education? [...] How can cyborg subjectivities be celebrated when the manufacture of prostheses and assistive technology is dependent on an exploitative international division of labor?“ (ebd.: 130). Deshalb schlägt sie eine „transnational feminist disability studies perspective“ (ebd.: 123) vor, die Verschränkungen von ‚Behinderung‘, Geschlecht, ‚Rasse‘, Klasse und Sexualität innerhalb des materiellen Kontexts des (post-)kolonialen Staates verortet.

Ihr Fokus liegt dabei auf der Analyse der medialen Repräsentation von *Hurricane Katrina* und den Kriegen im Irak und in Afghanistan. Sie stellt fest, dass der Hypervisibilität von *Third World* als Metapher für Armut und Katastrophe eine Unsichtbarkeit von ‚Behinderung‘ gegenübersteht. Auch die Rolle der internationalen Finanzinstitutionen, Weltbank und internationaler Währungsfond, wird von ihr angeschnitten. Die fortschreitende Privatisierung des Gesundheitswesens im Kontext der Strukturanpassungsprogramme

sowie die spezifischen Programme rund um ‚Behinderung‘ führen zu einer Kosten-Nutzen-Rechnung, in der die Kosten jeder Intervention gegenüber der potentiellen wirtschaftlichen ‚Produktivität‘ einer Person verrechnet werden. In Anlehnung an den Aufsatz *The Eugenic Atlantic* von Sharon Snyder und David Mitchell (2006) bezeichnet sie diesen ökonomischen Imperialismus als die „neue Eugenik“ (ebd.: 144).

An dieser Stelle zeigt sich eine Schwachstelle der Publikation. Während Erevelles‘ Diskussion poststrukturalistischer Theoretiker_innen hervorragend ausgearbeitet ist, scheint auch für sie das Feld des *Third World Feminism* und der Postkolonialen Theorie relativ fremd zu sein. Nur so lässt sich erklären, dass die Autorin ihre Diskussion des *Third World Feminism* einzig und allein auf Chandra T. Mohanty stützt, die sicherlich eine bedeutende Theoretikerin in diesem Themenfeld ist, jedoch bei weitem nicht die einzige. Ebenso verhält es sich mit den von Erevelles rezipierten entwicklungskritischen Positionen. Ihre Darstellung beschränkt sich auf jene liberalfeministischen Diskussionen, die in den 1970er Jahren aktuell waren und seitdem vielfach kritisiert

worden sind – unter anderem von Chandra T. Mohanty selbst. Eine tiefergehende Lektüre entwicklungskritischer und postkolonialer Positionen hätte der Argumentation an dieser Stelle gut getan.

Im fünften Kapitel behandelt Erevelles hingegen ein Thema, über das auch innerhalb der *Disability Studies* ebenso wie im Aktivismus rund um ‚Behinderung‘ gerne geschwiegen wird. Sie setzt ‚geistige‘ und/oder ‚schwere Behinderung‘ als analytische Kategorie, um liberale und poststrukturalistische Theorien von *citizenship* kritisch zu hinterfragen. Dabei macht die Autorin deutlich, dass selbst ‚radikale‘ Theoretiker_innen wie Iris Marion Young, Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, die die Vorstellung einer universalen Vernunft ablehnen, Menschen mit ‚geistigen‘ und/oder ‚schweren Behinderungen‘ aus ihren Diskussionen ausschließen. In Anlehnung an *Critical Whiteness Studies* theoretisiert Erevelles *able-bodiedness* als Besitz, der darüber entscheidet, wer als *citizen* zählt und wer nicht und dementsprechend geschützt und verteidigt wird. Individuen, die aufgrund ‚geistiger‘ und/oder ‚schwerer Behinderungen‘ nicht als autonome, rationale Subjekte wahrgenommen werden und die

keinen Beitrag zur kapitalistischen Akkumulation durch Produktion leisten (können), wird dieser ‚Besitz‘ verwehrt und in der Folge auch der Zugang zu *citizenship* verweigert, stattdessen werden sie zum ‚Besitz‘ des Staates und auf die Rolle von Konsument_innen staatlicher Wohlfahrt reduziert. Eine radikale Theoretisierung von *citizenship* setzt ihrer Ansicht nach daher eine Auseinandersetzung mit den materiellen Bedingungen von Demokratie voraus, denn nur durch eine Entkoppelung von ‚Marktwert‘ und staatsbürgerlichen Rechten kann *citizenship* ein bedeutsames Konzept für Menschen mit ‚geistigen‘ und/oder ‚schweren Behinderungen‘ werden.

Den Spannungen zwischen Feministischen Theorien und *Disability Studies* bezüglich der Beziehung zwischen ‚Empfänger_innen‘ und ‚Geber_innen‘ von *Care*-Arbeit ist das sechste und abschließende Kapitel gewidmet. Auf der Suche nach einer neuen Ethik kritisiert die Autorin traditionelle Ethik-Konzeptionen, die ein autonomes, rationales Subjekt voraussetzen und somit Menschen, die auf Pflegearbeit und Assistenz angewiesen sind, ausschließen. Doch auch feministische Theoretisierungen, die herkömmliche Konzeptionen von

Ethik und Rationalität hinterfragt haben, beziehen sich in der Analyse von *Care*-Arbeit nur auf eine Seite der Dialektik und betonen in ihrer Kritik von Sexismus und Rassismus ausschließlich die ausbeuterische Natur dieser Arbeit: „[S]uch analyses have placed disabled persons, who are of course central to this debate, as antagonistic to the interests of class, race, and gender politics“ (ebd.: 190). Erevelles argumentiert daher, dass eine Untersuchung der anderen Seite der Dialektik notwendig ist, um die Gewalt ökonomischer Ausbeutung (an)greifbar zu machen, da diese Differenzen produziert, die trotz radikaler diskursiver Interventionen seitens postmoderner Theorien weiterbestehen. Die Möglichkeiten einer transformativen Körperpolitik, die Erevelles im Untertitel verspricht, bleiben jedoch leider weiterhin eine Utopie, zu deren Konkretisierung die Autorin nur wenige Anweisungen zu geben vermag. So trifft letzten Endes ihre Kritik, dass radikale Ansätze meistens auf ontologischer Ebene verhaftet bleiben, auch auf sie selbst zu.

Nichtsdestotrotz hat Nirmala Erevelles mit ihrer Publikation einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für die Debatte über ‚Behinderung‘

im globalen Kontext geleistet, der hoffentlich nicht nur innerhalb der *Disability Studies* weitere Diskussionen anregen, sondern auch innerhalb der Entwicklungsforschung rezipiert werden wird.

- 1 Der Zusammenhang zwischen *impairment* und *disability* wird in den *Disability Studies* kontrovers diskutiert, analog zur Debatte um *sex* und *gender* bezieht sich *impairment* eher auf ein biologisches Konzept, während *disability* die soziale Konstruktion von ‚Behinderung‘ bezeichnet.
- 2 Der Begriff ‚Abjekt‘ wurde 1980 von der französischen Theoretikerin Julia Kristeva in ihrem Buch *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection* entwickelt. Ein Abjekt unterscheidet sich von einem Objekt einerseits durch seine Verworfenheit, andererseits durch seine Macht Angst und Ekel zu erzeugen, wodurch die Grenzen des ‚Ich‘ spürbar werden.
- 3 Der US-amerikanische Literaturwissenschaftler K. Wayne Yang veröffentlichte 2010 den Aufsatz *The Postcolonial Ghetto: Seeing Her Shape and His Hand* unter dem Pseudonym La Paperson.
- 4 Der Begriff *ableism* bezeichnet in der englischsprachigen Debatte ein gesellschaftliches Machtverhältnis, in dem ‚Nichtbehinderung‘ die Norm bildet und Menschen mit Behinderungen diskriminiert werden. Aufgrund der schwierigen Übersetzbarkeit wird der Begriff auch in der deutschsprachigen Debatte immer häufiger gebraucht.

Literatur

- Erevelles, Nirmala (2011): *Disability and Difference in Global Contexts. Enabling a Transformative Body Politic*. New York: Palgrave Macmillan.
- Ingstad, Benedicte/Whyte, Susan R. (2007): *Disability in Global and Local Worlds*. Berkeley: University of California Press.
- Kristeva, Julia (1980): *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*. Paris: Seuil.
- McRuer, Robert (2006): *Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York/London: New York University Press.
- Paperson, La (2010) *The Postcolonial Ghetto: Seeing Her Shape and His Hand*. In: *Berkeley Review of Education* 1 (1), 5-34.
- Shakespeare, Tom/Corker, Mairian (Hg., 2002): *Disability/Postmodernity: Embodying Disability Theory*. London: Continuum.
- Snyder, Sharon/Mitchell, David (2006): *Cultural Locations of Disability*. Chicago/London: University of Chicago Press.

Isabelle Garde

Schwerpunktredakteur_innen und Autor_innen

Jules Falquet, habilitierte Soziologin mit einem Schwerpunkt auf Gender Studies und feministischer Kritik, forscht in intersektioneller Perspektive zum Widerstand sozialer Bewegungen gegen Globalisierungspolitiken. Sie lebt in Frankreich und verschiedenen lateinamerikanischen Ländern.

Katharina Fritsch promoviert in Politikwissenschaft an der Universität Wien und am Institut für Höhere Studien zu Verkörperungen von Diasporaerfahrungen. Ihre Arbeit ist innerhalb postkolonialer, feministischer und Queer-Theorien angesiedelt, mit einem speziellen Fokus auf subversive Körperpraxen.

Isabelle Garde ist Studienassistentin am Institut für Internationale Entwicklung an der Universität Wien und schreibt ihre Diplomarbeit zum Thema „Crippling Development. ‚Dis/ability‘ und ‚Development‘ als interdependente Forschungsfelder im Kontext globaler Ungleichheiten“.

Hanna Hacker, Soziologin und Historikerin, ist Professorin am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Cultural und Postcolonial Studies.

Clemens Huber hat Internationale Entwicklung und Soziologie an der Universität Wien und der Université de Louvain-la-Neuve (Belgien) studiert. Sein Forschungsinteresse gilt Normierungsprozessen, Sexualität und Medien.

Christine M. Klapeer, Politikwissenschaftlerin, beschäftigt sich als Universitätsassistentin am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien mit Fragen der Heteronormativität/skritik in der Entwicklungsforschung und -praxis sowie besonders mit Problematiken und Herausforderungen einer Inklusion von nichtnormativen Sexualitäten/Identitäten in die EZA.

Bernadette Schönangerer hat in Wien Internationale Entwicklung studiert und dabei einen Schwerpunkt auf die Auseinandersetzung mit Sexualität(en) in Entwicklungspolitik und -praxis gelegt.

Die letzten Ausgaben

- 1/08 Medien und Entwicklung / Media and Development
2/08 Periphere Staatlichkeit / Peripheral Statehood
3/08 Wachstum – Umwelt – Entwicklung / Growth – Environment – Development
4/08 Global Uneven Development / Globale ungleiche Entwicklung
1/09 Transformation of Global Finance / Transformation des globalen Finanzsystems
2/09 Global Commodity Chains and Production Networks / Globale Güterketten und Produktionsnetzwerke
3/09 Solidarische Ökonomie zwischen Markt und Staat / Solidarity Economics between Market and State
4/09 25 Jahre Journal für Entwicklungspolitik / 25 Years Journal of Development Studies
1/10 Lateinamerikanische Kräfteverhältnisse im Wandel / Changing Power Relations in Latin America
2/10 Think-Tanks und Entwicklung / Think-Tanks and Development
3/10 EntwicklungsexpertInnen / Development Experts
4/10 The Nature of Development Studies / Natur und Entwicklungsforschung
1/11 Giovanni Arrighi: A Global Perspective / Giovanni Arrighi: Eine globale Perspektive
2/11 Entwicklungsfinanzierung / Development Finance
3/11 Beyond Transitional Justice / Übergangsjustiz
4/11 Internet und Demokratie / Internet and Democracy
1/12 Welfare Regimes in the Global South / Sozialstaaten im Globalen Süden
2/12 Tiefe Integration in den Nord-Süd-Beziehungen / Deep Integration
3/12 Socioecological Transformations / Sozialökologische Transformationen
4/12 Post-Development: Empirische Befunde / Post-Development: Empirical Aspects

Die kommenden Hefte

- 2/13 Trading Knowledge in a Global Information Society / Kommodifizierung von Wissen in der globalisierten Informationsgesellschaft
3/13 Gutes Leben für Alle: Ein europäisches Entwicklungsmodell / Good Life for All: A European Development Model

Informationen für AutorInnen

Das Journal für Entwicklungspolitik (JEP) ist eine der führenden wissenschaftlichen Zeitschriften für Fragen von Entwicklungstheorie und -politik im deutschsprachigen Raum. Alle Beiträge werden anonym begutachtet (double-blind, peer-reviewed). Die Publikation erfolgt in Englisch oder Deutsch. Die Zielsetzung des JEP ist es, ein Forum für eine breite kritische Diskussion und Reflexion für verschiedene Dimensionen gesellschaftlicher Entwicklungen in Süd und Nord zu bieten. Dabei wird auch das Verhältnis zwischen theoretischen Weiterentwicklungen im Bereich von Entwicklungsforschung und konkreten entwicklungspolitischen Prozessen ausgelotet. Gesellschaftlich relevantes Wissen über Entwicklungsprobleme und Entwicklungspolitik wird in einer interdisziplinären Herangehensweise aufbereitet und zugänglich gemacht.

Manuskriptvorschläge können
eingesendet werden an:
office@mattersburgerkreis.at
Weitere Hinweise unter:
www.mattersburgerkreis.at/jep

Siehe auch: [www.facebook.com/
journalfuerentwicklungspolitik](http://www.facebook.com/journalfuerentwicklungspolitik)

Information for Contributors

The Austrian Journal of Development Studies is one of the leading journals in its field in the German speaking area. Articles are reviewed anonymously (double-blind, peer-reviewed) and published in German or English. The journal provides a forum for a broad critical debate and reflection on different dimensions of societal transformation and on North-South relations. Specifically, the relationship between cutting edge theoretical advances in the field of development studies and actual development policies is addressed. Politically relevant knowledge about issues of development is provided in an accessible, interdisciplinary way.

Article proposals can be sent to:
office@mattersburgerkreis.at
Further information:
www.mattersburgerkreis.at/jep

See also: [www.facebook.com/
journalfuerentwicklungspolitik](http://www.facebook.com/journalfuerentwicklungspolitik)

gefördert durch die

Österreichische
Entwicklungszusammenarbeit

Journal für Entwicklungspolitik (JEP)

ISSN 0258-2384, Erscheinungsweise: vierteljährlich

Heft XXIX, 1-2013, ISBN 978-3-85476-416-8

Preis des Einzelhefts: Euro 11,90

Preis des Jahresabonnements: Euro 42,00

Abonnementbezug über die Redaktion:

Journal für Entwicklungspolitik, Sensengasse 3, A-1090 Wien,

office@mattersburgerkreis.at, www.mattersburgerkreis.at/jep

Das Abonnement kann unter Einhaltung einer dreimonatigen Kündigungsfrist zum Jahresende gekündigt werden.

1. Auflage 2013

© Mandelbaum Verlag Wien / Mattersburger Kreis

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der Redaktion. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung des Verlages wieder.

Satz: Weiderand Kommunikationsdesign, www.weiderand.net, Wien

Druck: Interpress, Budapest

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz

Medieninhaber: Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Hochschulen, Sensengasse 3, A-1090 Wien

Grundlegende Richtung des JEP: Wissenschaftliche Analysen und Diskussionen von entwicklungspolitischen Fragestellungen und Berichte über die entwicklungspolitische Praxis. Verantwortlich für Inhalt und Korrekturen sind die AutorInnen bzw. die Redaktion.

Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung Bibliothek · Dokumentation · Multimedia



Bücher
Zeitschriften
Plakate
Multimedia

Feministische
Theorie
Forschung
Bewegung
Geschichte

Informationsdienst
Internet
Veranstaltungen
Newsletter

Online-BibliotheksRecherche unter www.stichwort.or.at

1040 Wien, Gusshausstraße 20/1A+B

Telefon (+43 1) 812 98 86 · Fax DW 3 · eMail: office@stichwort.or.at

Öffnungszeiten (für Frauen & Transgender): Mo & Di 9–14 · Do 14–19 Uhr



I. Ataç, A. Kraler, A. Ziai (Hg.)

POLITIK UND PERIPHERIE

Eine politikwissenschaftliche Einführung

mandelbaum verlag, 2011, 348 Seiten, Euro 19.80

Der Band bietet eine Einführung in die Politikwissenschaft aus einer globalen und peripheriezentrierten Perspektive.



J.Jäger, E.Springler

ÖKONOMIE DER INTERNATIONALEN ENTWICKLUNG

Eine kritische Einführung in die Volkswirtschaftslehre

mandelbaum verlag, 2012, 384 Seiten, Euro 19.80

Der Band präsentiert eine „multi-paradigmatische“ Einführung in ökonomische Fragen, auch für „Nicht-ÖkonomInnen“.

Reihe GEP: Gesellschaft - Entwicklung - Politik

Hg.: Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik, www.mattersburgerkreis.at/gep

KOSMOPOLITEN AM ENDE DES ERDÖLZEITALTERS

AM ENDE DES

ERDÖLZEITALTERS



[HTTP://WWW.SUSANNESCHUDA.NET](http://www.susanneschuda.net)